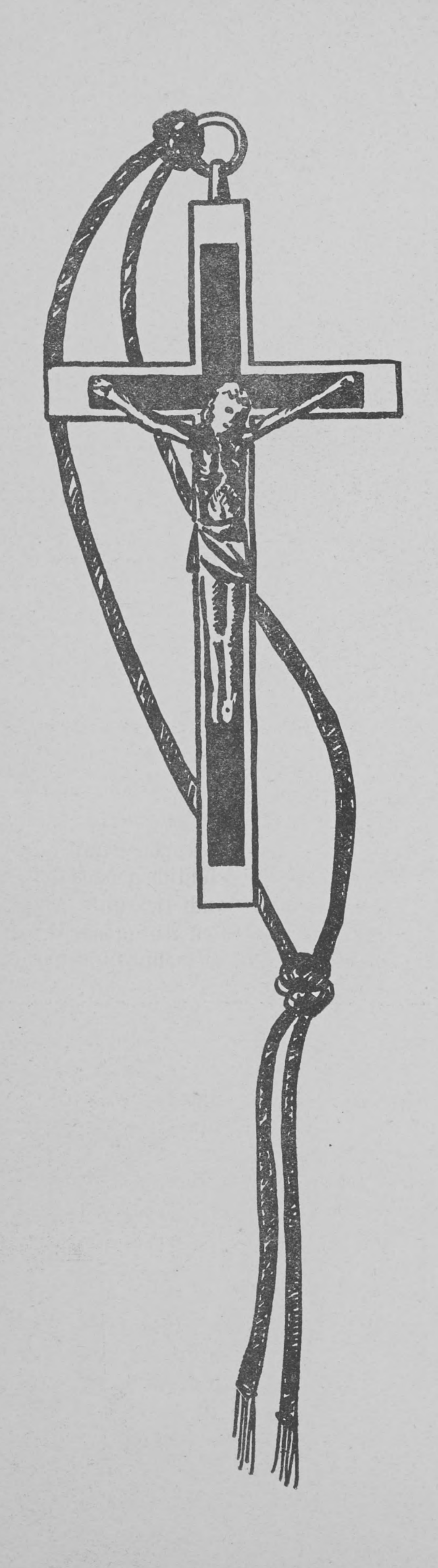
Januar 1951



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Der hochwürdige Pater Provinzial Stan. Wachowicz, O.M.J. hat den hochw. Pater Joseph Simon, O.M.J. zum neuen Direktor des Marianischen Missionsvereins ernannt. Pater Joseph Simon, O.M.J. war bis zum Sommer vorigen Jahres Professor der Philosophie in Battleford. Nach seiner Ernennung zum Direktor des Missionsvereins übersiedelte Pater Simon ins neue Knabenkolleg zu North Battleford.

Der neue Direktor des Marianischen Missionsvereins ist den allermeisten unserer Leser wohlbekannt. Zusammen mit Pater Peter Riffel, O.M.J. war er an der Gründung unseres neuen St. Thomaskollegs beschäftigt. An die Türen vieler Marienbotenleser hatte er während der letzten Jahre geklopft. Er sammelte Gelder für den Neubau.

Der Marienbote wünscht dem neuen Direktor des Marianischen Missionsvereins Gottes reichsten Segen. Die Mitglieder werden zu gleicher Zeit gebeten, alle Briefe an den Missionsverein von jetzt ab an folgende Adresse zu senden:

Rev. Joseph Simon, O.M.J.,
St. Thomas College,
North Battleford, Sask.

Mit dem Wechsel in der Leitung des Marianischen Missionsvereins werden auch bald neue Arbeitspläne kommen. Unser neuer Direktor wird sich bald an jeden einzelnen unserer Mitglieder wenden, um ihnen seine Ziele und Pläne zu erklären. Bleiben wir in der Zwischenzeit dem Verein nur weiter treu. Vergessen wir unsere täglichen Vereinsgebete nicht. Sie sind den Missionen von übergroßem Wert.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang 15. Januar 1951, North Battleford, Sask. No. 4

Dies und Das

Ein neues Jahr Die Uhr der Zeit hat nun 1951 geschlagen. Man zeichnet das neue Jahr gewöhnlich in der Gestalt eines ganz jungen Engelchens, das vor einer fest verschlossenen Kiste steht. In derKiste, so will man sagen, liegen die Geheimnisse der Zukunft, die Überraschungen, die Enttäuschungen, die Leiden, Freuden, Sorgen und Früchte des neuen Jahres verborgen.

Das mit der Kiste ist schon wahr. Jeder glaubt es. Keiner weiß, wie es uns während dieses Jahres 1951 ergehen wird. Das mit dem Engelchen ist auch wahr. Doch die Menschen glauben nicht mehr daran. Ein Engelchen zeichnen, es auf einem Bilde betrachten, ist nichts. An Engel glauben, mit der übernatürlichen Welt rechnen, aus der die Engel kommen, sich nach Gott richten, der der Herr aller Engel und aller natürlichen und übernatürlichen Welt ist, ist eine ganz andere Sache.

Daß die Welt nicht mehr viel glaubt, ist schlimm. Daß die Christenheit die Lebendigkeit ihres Glaubens verliert, ist noch viel schlimmer. Es genügt wirklich nicht, nur so an den Dreieinigen Gott und an die ewige Seligkeit zu glauben. Glauben ist ein Lebensgesetz, nach dem sich alles Irdische, jedes Geschäft der Welt, jeder Gedanke, jede Tat, alles Wünschen und Handeln richten muß. Es gibt viel toter Glaube, und es gibt zu wenig Menschen mit dem lebenden Glauben der Heiligen, der Kinder und der großen Sünder.

Ja, die Heiligen hatten Glauben. Kinder nehmen alles an, was Vater und Mutter ihnen vom lieben Gott sagen. Und wo immer ein großer Sünder in die Knie fällt, weil Gott ihn plötzlich gepackt hat, da ist der Glaube gewöhnlich auch tief und groß. Tiefer und größer als in den vielen Alltagschristen, denen die Sonntagsmesse zur Gewohnheit geworden. Die oft zur hl. Kommunion gehen, und doch nichts, aber auch garnichts von der Allgegenwart Gottes empfinden. Ob sie arbeiten oder essen, ruhen, sündigen, Gutes tun, sich in Sorge quälen oder in Gesellschaft sind, sie fühlen Gott einfach nicht. Niemand, meinen sie, könne ihre Gedanken lesen, darum brauche man sich vor niemanden selbst der schmutzigsten Gedanken nicht schämen. Niemand könne ihr Tun beobachten, und die es sehen, sind auch nicht besser. Deshalb bleiben halt auch die unguten Taten mehr oder weniger geheim. Darum lassen sie sich schon tun.

So denkt der Mensch des toten Glaubens. Der lebendige Glaube jedoch sieht sich überall von Gott begleitet. Gott ist über mir und er ist unter mir. Er ist um mich herum, und Er ist ganz an meiner Seite. Ja, selbst in meiner Seele hält Er sich auf. Darum sieht Er alles und darum liest Er jeden meiner Gedanken und alle meine Wünsche und Be-

gierden. Darum kennt Er auch alle meine Nöte. Ganz besonders das allergrößte meiner Leiden: Meine Sünde.

Ja, Er kennt mich weit besser als ich mich selbst kenne.

Dieser Gott wird uns nun wieder durch ein neues Jahr begleiten. Er weiß heute schon, was vor uns liegt. Er sieht heute schon unser Säen und die Dürre oder den Regen, der unsere Saatarbeit begleiten wird. Er weiß auch heute schon, ob wir betend, ob wir fluchend, ob wir hoffend oder ob wir mit sündiger Hand die Saat über die Felder streuen werden.

Wie die Saat, so sieht er auch die Sommerzeit des Reifens und die Herbstzeit des Erntens. Er sieht die neuen Gräber unserer Kirchhöfe, Er sieht jeden von uns, der dieses Jahr noch in diese Gräber gesenkt wird. Heute steht vor Ihm auch die Wirklichkeit unserer ewigen Seligkeit.

Beten wir, daß es nie unsere ewige Unseligkeit sei, die Ihm vor den Augen Seiner Allwissenheit steht!

Rätsel hat ein jedes neues Jahr. Der Schlüssel, dieses Rätsel zu ergründen, liegt in Gott. Und Gott gibt uns diesen Schlüssel, auf daß wir doch ein wenig unserer Zukunft sehen können.

Was sagt uns die Zukunft?

Freuden werden ganz gewiß kommen. Dein Gott ist Deine Freude. Suchst du Ihn und bleibst Du bei Ihm in ganzer Treue und Liebe, dann ist Dir Freude gesichert. Auch Kreuze werden kommen, Kreuze und Plagen. Sie müssen kommen, denn wir sind Christen, das heißt Nachfolger Christi auf dem Wege des Kreuzes. Dieser Kreuzweg hat vierzehn Stationen. Von keiner dieser vierzehn Stationen darf der Mensch bewahrt bleiben.

Wir leben auf Erden, das heißt, daß wir noch lange nicht die vierzehn Kreuzwegstationen erreicht haben. Darum werden Leiden kommen. Je weiter der Mensch im Leben voranschreitet, je reifer das Herz, um so schwerer treffen die Leiden des Lebens. Ganz genau so wie am Kreuzwege des Heilands. Je näher er der Kreuzigungsstätte kam, um so größer wurden seine Leiden.

Drum seien wir auf Leiden gefaßt, die vielleicht viel schwerer sein werden als jene des Jahres 1950 es waren. So ist es der Plan Gottes, und so wird es mit uns und mit unseren Kindern und Kindeskindern bleiben.

Uns zum Segen sind uns die Kreuze des Lebens gegeben. Uns zum Segen sind auch die Kreuze des neuen Jahres gemeint. Wollten wir sie auch zum Segen unserer Seele und zum Gleichwerden mit Jesus Christus dem Gekreuzigten tragen!

So beginnen wir das neue Jahr 1951 mit unsern Blick auf Gott gewandt. Wir, die wir schon ein größeres Stück des Lebens kennen, wir wissen ganz genau, daß auch das Jahr 1951 kein Paradiesjahr sein wird. Wir glauben Vieles. Daß man jedoch ein Paradies auf Erden haben könne, das glauben wir nicht mehr. Wir haben zu viel gesehen und zu viel durchgemacht. Immer wieder hat uns das Leben belehrt: Nur in Gott ist Hoffnung. Und das Leben lohnt sich nur dann, wenn man es ganz und unbeschränkt in die Hände des Dreieinigen legt. Wenn man als Kind des ewigen Vaters lebt, wenn man sich in Kreuz und Heiligkeit dem ewigen Sohn gleich zu machen sucht, wenn man sich vom Heiligen Geist heilig machen läßt.

Das sind hohe Gedanken, und das ist ein hohes Wünschen.

So ist es aber wirklich: In der Welt muß man bescheiden sein. Bescheiden und demütig. Vor Gott muß man auch demütig bleiben. So ganz bescheiden darf man vor Ihm jedoch nicht sein. Man darf nicht sagen, daß man zufrieden mit der letzten Himmelsecke sei. Nein — je näher bei Gott im Himmel, um so besser. Je größer in Freundschaft mit Ihm, um so heiliger. Je heißer im Verlangen nach Seiner ganz persönlichen Liebe, um so christusähnlicher.

Und das ist ja alles im Christenleben, daß wir werden wie Jesus Christus, unser Herr und Erlöser.

Wie wollen wir nun das Neue Jahr beginnen?

Millionen beginnen es in Sünde und Trunk. Ihr lautes Schreien ist kein Jubeln. Sie freuen sich ja nicht über das Einzige, was wirklich Freude erregen könnte, über den Frieden. Dieser Friede ist ja nicht bei ihnen. Die Freude des Fleisches ist trügerisch und voller Schuld. Die Freude des Geistes ist leise. So leise, wie unser Gott ungesehen ist. Wo dieser ungesehene Gott gefunden ist, da ist der große Friede. Und mit diesem Frieden kommt auch die wirkliche Freude.

So wollen wir denn mit Gott das neue Jahr beginnen. Im Namen der Heiligsten Dreifaltigkeit und im Namen der heiligen Jungfrau. Stehn wir unter Gottes und Mariens Schutz, dann kann uns das Leben nichts anhaben. Selbst nicht in Kreuz und Leid. Denn dann wissen wir, daß jede Träne

gezählt bleibt und jedes Leid die kommende Freude einstens vergrößern wird. So lange wir nur in Gott bleiben und durch immer tiefer werdende Frömmigkeit mit jedem Tage näher an Gott heranrücken.

Ja, das ist die große Kunst des Lebens und der Sinn aller Erdenkreuze: Näher an Gott heranzurücken. Diese Wahrheit soll und muß mit eingeschlossen sein in den Plänen, die wir für das neue Jahr machen. Man sagt ja doch: Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf, das ist der beste Lebenslauf. Und wahrhaftig, so ist es. Es hat noch niemand seine Frömmigkeit bedauert. Es haben jedoch schon viele ihr unfrommes Leben beklagt und beweint.

Gottes reichsten Segen und Mariens liebreichsten Schutz wünschen wir jedem, auf daß das Jahr 1951 uns allen zum neuen Jahr des Heiles werde.

— Der Schriftleiter

Gruess Gott!

Das jüngste Kind der Zeit!
Das alte, das mein Vater war,
Ging in die Ewigkeit.
Grüß Gott! Hier hast du meine Hand,
Sie führt dich gut und gern
Durchs sorgendunkle Erdenland
Zum lichten Himmelsstern.
Grüß Gott! Hab meiner sorglich acht,
Die Zeit ist mir gezählt,
Und einmal kommt für dich die Nacht,
Für die der Morgen fehlt.
Grüß Gott! Verträum die Stunden nicht,
Wir Jahre geh'n geschwind.
Bald hast du Furchen im Gesicht
Und warst doch kaum ein Kind!
Grüß Gott! Und wirkst du treu mit mir,
Dann winkt dir reicher Lohn,
Dann setz ich Edelsteine dir
An deine Himmelskron'.
Grüß Gott! Und bring' ich manches Leid,
So ist auch das dir gut!
Halt dir nur rein der Seele Kleid
Und halt dein Herz in Hut!
Grüß Gott! Sei mit mir immer dar
Zu edler Tat bereit!
Ans Werk! — Ich bin das neue Jahr,
Das jüngste Kind der Zeit!

Eine Stunde

Amerikanische Statistiker haben sich die Mühe genommen, festzuhalten, was während einer Stunde auf der Welt vorgeht. In einer Stunde erblicken 5440 Neugeborene das Licht der Welt, indes sterben 4650 Menschen. Alle vier Minuten fällt ein Mensch einm Mord zum Opfer. Die Polizei müßte somit in der Stunde 15 neue Mordtaten aufklären. In einer Stunde werden 198.500 Verbrechen aller Art begangen. 1250 Paare heiraten stündlich und 90 Paare lassen sich scheiden. Sämtliche Zuckerfabriken der Erde produzieren in einer Stunde 99.600 Tonnen Zucker, um 1600 Tonnen mehr, als verbraucht werden, was im Jahr 139.200 Tonnen Zucker zuviel bedeutet. Die Kaffeeproduktion beziffert sich auf 227.600 Kilogramm, der Konsum beträgt 50 Millionen Schalen Kaffee. Die Weltproduktion des Tees in einer Stunde berechnet man mit 36.600 Kilogram, den Konsum mit 7½ Millionen Schalen. Die Weltproduktion des Getreides (Roggen, Weizen, Gerste) wird mit 20.1 Kilogram in der Stunde angegeben. Mit 70 Millionen Pfund stündlichen Verbrauchens ist das Brot das wichtigste Nahrungsmittel. 50 Millionen Pfund Kartoffeln und 8 Millionen Pfund Fleisch werden verzehrt

---

„Gott achtet ein verweltlichtes Christentum nicht höher als offenen Abfall."

„Die wahre Bildung besteht im wahren Christentum."
Alban Stolz



Die drei Opfergaben

Ich weiß nicht, warum mir der heilige Dreikönigstag so absonderlich jedesmal gefallen will. Es ist, wie wenn dieses ein Tag wäre, welcher unter den andern Tagen im Jahr, wie der Morgenstern unter dem Haufen der andern Sterne, feuriger und holdseliger leuchtet. Und wenn einer fromm ist und sich besinnt, so fallen ihm am heiligen Dreikönigstage auch besonders liebliche Gedanken ein, gleichsam als wenn sie an diesem Tage ein großes Gastmahl für die heiligen drei Könige im Himmel hielten, und da fielen Bröselein herunter und fielen in den Kopf und in das Herz frommer Christen hinein und sehen da aus wie schöne Gedanken und Anmutungen.

Wir wollen sehen, ob wir nicht auch eines auffangen.

Zuerst wollen wir das Kästlein aufmachen, was der erste König mit dem Bart in der Hand hält. Es ist Gold darin. Hast du auch Gold? Vielleicht so ein altes Stück in einem Papierlein eingewickelt? Und wenn du jetzt kein namhaftes Stück Geld hast, so werden schon wieder Zeiten kommen, wo du etwas kriegst. — Was ist jetzt, wenn du zu Lebzeiten der heiligen drei Könige gelebt hättest und hättest gewußt, was das Kind in dem Städtlein Bethlehem, das Kind der armen Jungfrau, was es für ein Kind sei — was ist, hättest du dein Herz verschlossen gegen das arme königliche, göttliche Kind? Hättest du ihm nicht auch gern dein Goldstück geopfert und hättest dir noch eine Freud und Ehre daraus gemacht? Ja, wenn du auch sonst zäh bist und lieber nimmst als gibst, so hättest du vielleicht doch in den Sack gelangt und hättest das vornehmste Geldstück hergegeben. Du hättest gedacht: es ist gescheit, wenn ich dem Kind ein rechtschaffenes Geschenk mache; es wird ganz gewiß einmal mir tausendfach vergelten, was ich ihm jetzt in seiner Armut gebe, wenn es einmal groß ist und ein Herr und König! — So hättest du gedacht. — Und mancher denkt: Ja, da gab ich viel darum, wenn ich das arme Jesuskind selber gesehen hätte und hätte ihm etwas schenken dürfen; ich wollte ja gern nichts dafür, wenn es etwas von mir angenommen hätte; das tät mir mein Lebtag lang die größte Freude machen! — Nun halt einmal, ist es wahr, macht es dir so große Freude? und wünschest du so sehr, dem Jesuskinde etwas zu schenken? Ist das gewiß wahr? Wenn es so ist, so weiß ich etwas für dich. Denk nur ich weiß einen Ort, wo man das Jesuskind noch antreffen kann, und wo es noch so arm ist, und wo es derentwegen noch seine Händlein ausstreckt, ob ihm niemand was schenken wolle. Ich will dir jetzt schon sagen, wo das ist; es ist nicht weit. Sieh, der Herr hat gesagt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das tut ihr mir; und wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!“ — Wenn du daher einem armen Kranken einen Groschen schenkst, so ist das, wie wenn du ihn Jesus in seiner Armut geschenkt hättest. Und wenn du ein Schuhmacher bist und einem armen Kind , das bei der Kälte barfuß läuft, ein Paar Schühlein machst umsonst, so ist das gerade soviel, als wenn du dem barfüßigen Kind Jesus ein Paar Schuhe geschenkt hättest. Und es ist auch in allen andern Dingen ebenfalls so, was man Jesus wegen den Armen gibt und tut. Und ist

es nicht einmal wahr, daß es gerade so ist, wie wenn man es Jesus getan hätte; es ist noch besser. Denn es hat noch ganz besonders deshalb einen guten Geruch, weil man Jesus so aufs Wort geglaubt hat und auf seine Anweisung hin, die er vor achtzehnhundert Jahr im Gelobten Land gegeben hat, heute noch einem Armen ein Stück Geld schenkt. — Vergiß nicht, daß du am heiligen Dreikönigstag dich etwas kosten lassest und machest, wie sie es gemacht haben, und dem armen Kind Jesus Gold oder Silber oder sonst Geldeswert opferst! —

Was hat denn der andere heilige Dreikönig in dem Ding drin, das so raucht? Es soll Weihrauch bedeuten; du tätest es von weitem schon riechen, wenn der Bildermacher auch den guten Geruch abbilden könnte. — Weihrauch aber opfert man nur Gott. Die heiligen drei Könige müssen sonach gemerkt und geglaubt haben, daß in dem Kind etwas Göttliches sei; das haben sie auch dem Stern ansehen können. Denn wegen eines gemeinen Menschenkindes wird kein besonderer Stern am Himmel aufgezündet. Und doch, wo sie in das Städtlein kommen und das Häuslein sehen und in die Stube hineintreten und die Muttter und das Kind antreffen, so sieht auch da alles gar zu armselig aus; und man muß sich schier verwundern, daß diese Männer nicht zweifelhaft geworden sind in ihrem Kopf und nicht zueinander gesagt haben: „Wir müssen irre gegangen sein, das wird das rechte Kind und das rechte Haus nicht sein!" — Sie haben sich nicht scheu machen lassen von dem Auswendigen und haben treu und fromm das Kind angebetet und ihm Weihrauch geopfert; und das ist gerade besonders schön den edlen Männern gewesen, daß ihr Glaube nicht schwächlich am Außenwerk erst sich heben und halten hat müssen, sondern frei und stark weiter sah, als die Augen des Leibes sahen. Sie sahen im armen Kinde den König und ewigen Gott — Sieh nun, du Christ! diese edle Glaubenstat kannst du auch täglich üben. Erschien Christus den drei Weisen als ein geringes Kind, so erscheint er dir als eine geringe Hostie in der heiligen Messe oder Monstranz. Glaube und schaue und bete auch du da an, wie es die drei Weisen getan haben, so treu und fromm und innig, und du wirst ihn dann auch schauen dürfen in seiner Herrlichkeit, wie ihn jene jetzt im Himmel schauen ewiglich.

Der dritte hat auch so ein Gefäß wie der zweite; es ist aber etwas anderes drin; es sei Myrrhen gewesen, sagt die Schrift; das ist so eine kostbare Spezerei, wie sie in den heißen Ländern wächst; man braucht sie, um vornehme Tote einzubalsamieren. Ich wollt aber darauf wetten, der dritte hat selbst nicht recht gewußt, warum er gerade Myrrhen geopfert hat. Aber Gott hat es gewußt und ihm eingegeben. Es war eine schöne Zeremonie, die der Weise geübt hat, ohne zu wissen, was es bedeutet. Hintennach wissen wir Christen es. Es soll bedeuten, daß das arme Kind einem bittern Tod geweiht sei. —

Mach dir jetzt selber noch vollends deine Gedanken, und gib acht, ob dir nicht auch noch einige Gedankenbröselein einfallen; wirf sie nicht weg; sie kommen vielleicht von oben, tu danach; — vergiß mir aber auch das Opfer nicht an Gold oder Silber für das arme Kind Jesus Christus!—

Alban Stolz.

Taufkind

Von Ilse Franke

Menschenknospe im weißen Kleid,
heiliges Wasser hat dich geweiht.
Bist in Gottes Gärtlein verpflanzt,
daß du himmelan blühen kannst.
Laß dich segnen vom Sonnenschein,
halte den Kelch deiner Seele rein,
weiß wie das Kleid das dich heute schmückt.
Sieh, wie Vater und Mutter beglückt
auf dein blühweißes Bettlein schau'n,
wie sie goldene Schlösser bau'n
weit in das Land deiner Zukunft hinaus.
Bleibe das Glück und der Segen im Haus.
Sonne mache dich stark und groß,
Liebe schenk' dir ein goldenes Los.
Blühe, du Knospe, im Frühlingstraum,
glühe und reife am Lebensbaum.
Halt' deiner Seele festliches Kleid
lebenslang bis zur Ernte bereit.

Vetter Jackel macht Frieden und Krieg

vom Schriftleiter

Der 10. Januar war abscheulich kalt. Wohl war es den ganzen Tag lang hell und klar, was nützt jedoch der Sonnenschein, wenn einem die Kälte das Gesicht zerschneidet? „In Rußland hatten wir andern Schnee“, knurrte Vetter Jackel, als er mittags mit zwei leeren Eimern vom Schweinestall kam und über die eisharte Schneefläche der weiten Prärie schaute.

Vetter Jackel hatte den Hof schon längst seinem Sohn übergeben, dem Hans Michel, der die Catharina geheiratet hatte, des Zingerer Pauls Tochter. Hans Michel hatte alles, Vieh, Feld, Stall und Ackermaschienen. Nur das Haus war noch nicht sein. Das Haus und das Schweinefüttern. Das Haus hatte Vetter Jackel für sich, für sein Weib Christine, und für die zwei jüngsten, noch ledigen Mädchen Helene und Karoline behalten. Im Hause wurde gemeinsame Wirtschaft geführt. Mutter Christine kochte für alle, und Liesbethels Mutter, die Catharina, schaffte für jeden Kartoffeln und Gemüse aus dem Garten herbei.

Liesbethel war wohl das einzige Weibsleut im Hause, das nie vom Vetter Jackel angeknurrt wurde. Liesbethel, ja und Vetter Jackels Weib, die Mutter Christine. Liesbethel war halt noch zu klein, und Vetter Jackel hatte sie gern. Mutter Christine war ein wenig zu fest auf den Füßen und zu kräftig mit der Zunge.

„In Rußland war es halt anders“, seufzte Vetter Jackel oft. „Da haben die Weiber gehorcht. Hier werden sie amerikanisch, wo doch das Demokratische eigentlich nur für die Mannsleut ist. Die Welt wird immer schlimmer.“

Liesbethel war noch zu klein. Die Mutter war nicht mehr was was die Weiber in Rußland waren, die dem Hausvater nie zurückantworteten. So mußten halt die Catharina ran und die zwei Mädel, die Helene und die Karoline. Die waren so richtige Neumodische, sagte Vetter Jackel oft. Nichts können sie, weder kochen noch melken. Und das Wurstmachen? Du liebe Zeit! Wo hat man früher Wurst im Geschäft gekauft? Alles möchten die Weibsleut jetzt fertig gekocht zugeschickt bekommen.

Vetter Jackel knurrte vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Was ihn am wütendsten machte, war, daß diese jungen Weibsleut sich garnicht an ihm störten. Die Mutter war ganz auf ihrer Seite. Da konnte Vetter Jackel nichts machen. Nur eins hatte er sich ertrotzt: Niemand durfte die Schweine füttern, nicht einmal Hans Michel, obwohl es doch Hans Michels Schweine waren. Wenn schon alles dahin geht, dann sollten wenigstens die Schweine noch nach altrußländischer Sitte aufgefettet werden.

Vetter Jackel war heute ins Nachdenken geraten. Lange Jahre war er mit Kirche und Priester verfeindet gewesen. Am Tage vor Weihnachten kam die Bekehrung. Der Herrgott hatte ihm gezeigt, wie leicht er den alten sündigen Jackel verfrieren lassen könne. Wem das Herz einfriert, der muß halt auf Gottes Strafe gefaßt sein. Der Herrgott hatte aber einen ganz eigenartigen Weg erwählt, den Vetter Jackel in die Knie zu zwingen.

Vetter Jackel dachte oft an die Erlebnisse des Vorweihnachtstages. An den Schneesturm und an die große Ehre, die Gott ihm damals angetan hatte. Anstatt ihn für seine Sünden einfach kaputt zu machen, hatte er den Vetter Jackel seinem Pfaarpriester das Leben retten lassen.

„Zur Beicht bin ich gewesen. Amt und Rosenkranz laß ich jetzt niemals mehr aus. Doch, Reu und Leid allein sind nicht genug. Ich muß noch etwas tun. Geld habe ich ja. Ich kann noch etwas tun. Und ich muß es tun. Aber was?“

So wühlte es den ganzen Tag lang in Vetter Jackels Kopf.

Er stellte die Schweineeimer im Vorhaus nieder und öffnete die Küchentür. Sie quitschte gewaltig, denn der Frost hatte die Küchenwärme, die beim Türöffnen aus dem warmen Innern in das kalte Vorhaus strömte, zur dicken Eiskruste gemacht. Die ganze Schwelle war wie ein Stück Eis.

Ohne die Weiber auch nur eines Blickes zu würdigen, machte Vetter Jackel sich ans Händewaschen. Dann zog er Überstiefel und Überhosen aus, wickelte sich umständlich eine Zigarette, und trat dann an den großen Telephonkasten, der in der Küche, gleich neben der Stubentür, hing. „Schweigts einmal still", rief er den Frauen in der Küche zu. Vetter Jackel begann das Telephon mächtig zu kurbeln. Als er jedoch den Hörer ans Ohr setzte, bemerkte er, daß zwei Weiber bereits am Draht waren. Mürrisch hing er ab.

Es war ein Elend. Hier auf dem Lande hatte kein Farmer seine eigene Verbindung mit der Zentrale. Zehn Familin waren unter einer Telephonnummer zusammengeschlossen. Jeder hatte sein eigenes Glockenzeichen, jeder konnte des Nachbarn Telephongespräch ablauschen, jeder mußte warten, bis der andere den Draht freigab.

Unruhig wanderte Vetter Jackel in der Küche auf und ab. Dreimal hatte er bereits den Hörer abgenommen, um immer wieder festzustellen, daß das Telephon noch beansprucht war. Beim vierten Male lief ihm die Galle über. „Seids immer noch nicht fertig?", brüllte er ins Telephon. „Ich zahl auch mein Telephon, daß ihr's wißt."

Die Weiber schimpften wütend zurück, hingen aber doch ab.

Nun konnte Vetter Jackel zum Pater telephonieren. Als er Verbindung mit dem Priester hatte, begann er sein Gespräch:

„Na, Pater, seids daheim?"

„Ja, ich bin zu Hause."

„Na, dann ist's ja gut. Ich hab' mir's ja gedacht, daß Ihr zu Haus seid, aber ich wollt grad mal sehn ob ich eich daheim antreff."

„Ja, ich bin zu Hause," gab der Priester noch einmal zurück.

„Das Wetter ist arg wüst, Pater. Ich weiß net, wenn das so anhalt, dann wird's dies Jahr wieder mit Futter nicht reichen. S'ist grad ein Jammer mit dem Viech."

„Nur beten, Vetter Jackel, nur beten."

„Na, das tun mir ja. Wenn Ihr's daheim seid, Pater, dann komm ich Euch heut auf den Abend besuchen."

„Heute Abend ist Versammlung, Vetter Jackel. Der Altarverein kommt."

„Das ist ja auch recht, Pater. Das hab' ich ja gewußt, daß heute die Weibsleut ihre Versammlung haben. Ich hab's nur vergessen. Aber gewußt hab' ich's, Pater, denn Meine hat mir ja gesagt, daß ich sie rausfahren soll. Ich bring Meine h'naus, dann kann ich mit Euch schwätzen."

„Gut", gab der Priester zurück und hing ab.

„Da mußt du den Pater extra phonen und ihm die Zeit rauben?", rief Mutter Christina ihrem Gatten mißbilligend zu.

Mensch und Menschensohn

Der Mensch muß wieder lernen, im Universum die große Gottesordnung zu sehen. Das ist ein strenger Gedanke, denn alle Ornung ist irgendwie streng. Nun hab' ich's ein wenig mit den Leuten, die das Strenge so sehr herausstellen. Ich will es einmal vorsichtiger ausdrücken; wenn ich einen frommen und großen Schriftsteller lese, dann lasse ich gern alles in mir ausklingen, was er sagt. Und dann lese ich im Evangelium und suche festzustellen, wie sich das eine mit dem andern paart, ob es eine schöne Harmonie gibt oder nicht. Ohne Zweifel ist das Evangelium streng, aber es ist doch so, daß der Ton der Barmherzigkeit in ihm stärker und ergreifender ist als die Strenge. Christus scheint sich bisweilen an die exakte Gottesordnung nicht zu halten, gibt jedenfalls selber ein Gesetz, das die Gottesordnung nach der Herzensseite hin unendlich vertieft; er zeigt, daß Gott die Liebe ist.

Nun ist es gewiß wahr, daß in Gott alles eins ist: seine Gerechtigkeit wie seine Allmacht, wie seine Liebe. In der Welt des Evangeliums aber ist es so, daß von allen Eigenschaften Gottes uns vor allem die der barmherzigen Liebe zugekehrt ist. Wie ich drüber nachsinne und das Geheimnis lösen kann, fällt mir etwas ein, was theologisch vielleicht gewagt ist, was aber hier doch ausgesprochen sei. Wir stehen nähmlich, ehe wir Gott gegenüberstehen, Christus gegenüber. Christus ist der Mittler, und Christus ist sowohl Gott als auch Mensch. In diesem Menschen aber ist zweifellos der Drang, gerecht zu sein, weniger stark als der Drang, Barmherzigkeit walten zu lassen. Das hat mich nun recht froh gemacht. Nicht Gott unmittelbar wird mein Richter sein, sondern das Gericht ist dem Sohne übergeben. Der Sohn aber ist in besonderer Weise das Erbarmen.

„Mußt mich doch heute Abend so wie so zur Kirche fahren. Kannst doch wissen, wenn wir Versammlung haben, ist der Pater daheim."

„Du sprichst halt wie alle Weibsleut", knurrte Vetter Jakkel, „wenn ein Mann ein Geschäft hat, dann macht er alles sicher."

„Sicher", spöttelte Mutter Christina. „Das ist doch sicher, daß der Pater daheim ist, wenn wir Versammlung haben. Was ist da sicher zu machen? Und was hast du denn für ein Geschäft mit dem Pater?"

Vetter Jackel gab darauf keine Antwort.

Die Versammlung sollte um sieben Uhr beginnen. Vor fünf Uhr waren Vetter Jackel und Mutter Christina bereits auf dem Wege. Den Gäulen paßte diese Fahrt garnicht. Hart wie Eis war der Schnee, und scharf wie Glas. Ihre unbeschlagenen Hufe schmerzten. Um es ihnen leichter zu machen, lenkte Vetter Jackel die Tiere so viel als möglich über den noch nicht ausgefahrenen Teil des Weges, ja sogar in den Graben. Fast bis oben auf waren die Gräben zu beiden Seiten des Weges mit Schnee angefüllt. Versacken konnte man dort im Januar nicht. So hart war der Schnee gefroren.

Genau halbwegs zwischen Vetter Jackel's Farm und der Kirche war das kleine Kaufhaus. Dort hielt Vetter Jackel an. Prüfend schaute er über die vielen Gespanne, die dort standen. Daran erkannte er, wer bereits im Kaufhaus war. Vetter Jackel band auch sein Gespann fest und rief der Mutter ungeduldig zu, sich zu beeilen.

Mutter Christine war eine sehr schwere Frau. Vetter Jackel war nicht viel leichter. Er war jedoch ein großer Mann, mächtig im Genick, breit in den Schulter und breit in der Hose. Die Leute scherzten, wenn die Kirchenbänke gemietet werden müßten, dann hätten Vetter Jackel und Mutter Christine vier Plätze zu bezahlen, sonst gäbe es einfach keine Gerechtigkeit.

Mutter Christine ärgerte sich über solche Gespräche garnicht. Ihre Nachbarinnen waren alle wie sie. Stramme Weiber, Mütter von zwölf bis über zwanzig Kindern, von tiefem Glauben, starken Händen, und gewaltigem Appetit.

Vorsichtig das Gleichgewicht zu halten suchend, mühte sich Mutter Christine vom Schlitten. „Schweig still", war alles, was sie auf Vetter Jackel's Mahnen zu antworten hatte. Ihre vielen schweren Tücher um Mantel und Kopf geschlagen, dazu noch zwei weitere in den Händen tragend, trippelte sie ihrem Manne nach.

Im Geschäftshaus war Leben. Zwei Petroleumlampen gaben alles Licht, das die Farmer gewohnt waren. Der Raum war drängend gefüllt. Fast alle Männer der Südseite der Gemeinde waren da, die Verheirateten und die Unverheirateten. Und mit ihnen waren die Frauen. Während die Weiber betrachteten, einkauffen, handelten und Neuigkeiten austauschten, saßen die Männer im angenehmsten Nichtstun auf dem Ladentisch, auf der niedrigen

---

Ein neues Jahr

Von Henriette Brey

Ein neues Jahr — zu Gottes Ehr!
Da steht es, von Fragen und Rätseln schwer —
Und schaut uns an mit tiefem Blick.
Was wird es uns wohl bringen an Leid und Glück?
Mein treues Weib, den Blick empor!
Wir wollen lauschen dem Glockenchor:
So viel als Tage im Jahr sind . . .
Gott sorgt für uns, mein Weib, mein Kind!
Ist schwer auch die Zeit und bitter die Not;
Es blühen immer noch Rosn rot;
Es leuchtet die Sonne, der Himmel ist blau
Und wir haben uns lieb, du liebste Frau!
Und Kinderlachen und Vogelgesang
Und frohes Wandern die Wiesen entlang;
In reifendem Kornfeld flüstert der Wind —
Es wächst noch Brot, mein Weib, mein Kind!
Da draußen brandet das Leben heiß,
Friedlos die Tage, voll Sorge und Schweiß.
Doch stark ist mein Arm und mein Auge hell —
Ich scheuche die Sorge von unserer Schwell',
Vom trautlichen Heim den Hunger bleich —
Wir sind noch gesund: wir sind noch reich!
Solange wir nur beisammen sind . . .
Mein Glück, meine Welt, — mein Weib, mein Kind!

Fensterbank, auf Eimern, Milchkannen, ja selbst auf dem Fußboden.

Greulich sah dieser Fußboden aus. Jetzt war nämlich die Zeit des Kauens von Sonnenblumenkernen. Jeder Farmer hielt eine ganze Hand voll dieser Kerne, schob sich einen nach dem andern in den Mund, zerbiß ihn, und spuckte die Schalen einfach auf den Boden. So war es Sitte und Gebrauch, und so war es wirklich gemütlich.
Vetter Jackel knöpfte sich seinen schweren Mantel auf und grüßte allseits herum. Da kam der Fillerer Hannes auf ihn zu, der spindeldürre Chormeister der Gemeinde. Er überreichte dem Vetter Jackel ein langes Packet. Die Männer schauten diesem mit größtem Interesse zu.

„Das ist von der Post für Euch", sprach der Fillerer Hannes. „Ich bin in der Stadt gewesen und hab's für Euch mitgebracht."

Vetter Jackel entriß dem Fillerer Hannes das Packet, schaute sich mit blitzenden Augen nach seinem Weibe um, und als er sah, daß Mutter Christine nichts bemerkt hatte, trat er in eine der dunklen Ecken des Geschäftsraumes, wo er das Packet hastig aufriß. Er entnahm ihm eine Flasche Korn, die er in der Innenseite seines Rockes verschwinden ließ.

Da trat der kleine Watzer Franz an ihn heran.

„Na, und wie stehts, Vetter Jackel?"

„Wie soll's denn stehen? Halt gut. Nur das Futter wird wohl wieder einmal nicht reichen."

„Das hab' ich schon immer gesagt, daß das Futter nicht reicht", meinte der Walzer Franz. „So Lumpenpreise wie man uns für den Weizen zahlt, das reicht ja nicht einmal für's Futter für das Vieh."

„Es wird halt alle Jahr ärger", gab Vetter Jackel darauf zurück.

„Na, und wie wär's, wenn wir Schwäher werden täten?", fragte der Watzer Franz.

„Hast wohl deinen Buben noch net verheiratet?"

„No, der ist noch ledig. Er könnt sich ja eine von deinen zwei Mädeln nehmen."

„Was gibt's denn dem Bub?"

„Das Viertel Land, wo südlich vom Leger Joseph liegt."

Vetter Jackel kniff die Augen zusammen: „Das Land? Nachbar, was ist denn mit dem Land, wo Ihr Eurem Buben übergeben habt? Das Viertel östlich von mir?"

Der Watzer Franz begann sich die Nase zu reiben. Dann griff er in die Tasche, zog Tabak und Zigarettenpapier hervor und begann sich eine Zigarette zu rollen.

„Das Land gehört mir, und net dem Buben", sagte er, ohne aufzuschauen.

„Das Viertel beim Leger Joseph, damit wird nichts", entschied Vetter Jackel. „Da ist niemals eine Ernte nicht drauf. So werden wir keine Schwäher net."

„Wollt Ihr etwa, daß ich verhungere? Das Land bekommt der Bub wenn er heiratet, und dabei bleibt's. Das andere behalte ich."

„Ihr habt das Viertel östlich von mir aber doch Eurem Buben verschrieben. Wenn Ihr's ihm verschrieben habt, dann muß er es auch bekommen, wenn Euer Bub' mein Madel heiraten soll."

„Na ja, Nachbar, wenn net dann net", entgegnete der Watzer Franz darauf.

Inzwischen waren die Loninger Buben, der Joseph und der Adam, herbeigekommen. Buben waren sie eigentlich nicht mehr. Jeder hatte bereits so an die zehn Kinder. Man nannte sie so, weil man es so gewohnt war.

„Geht's ihr h'nüber zur Versammlung?", fragten sie.

„Muß halt Meine hinfahren", sprach Vetter Jackel.

„Die Halle wird wieder schön kalt sein, bei so einem Wetter", sagte der Loninger Joseph.

„Das hab' ich ja schon lange gesagt. Haut die Halle kaputt und baut eine neue. Aber wer hört auf mich?"

Da drängte sich der Klottner Wendelin herbei und rief:

„Die Halle werd net zusammengerissen. Die braucht nur ein neues Schindeldach und etwas Farbe. Dann ist sie so gut wie neu."

„So gut wie neu?", erregte Vetter Jackel sich, „die gehört zusammengerissen. So gehört's gemacht."

„Zusammenreißen kann jeder. Woher aber das Geld, um eine neue zu bauen? Ich kann nichts nicht geben, und keiner kann dieses Jahr etwas geben, wo doch die Ernte so schlecht war", zankte der Klottner Wendelin zurück.

„Ich werd' was geben, und du kannst auch deinen Teil geben. Jeder kann, wenn er nur will."

So bestimmte Vetter Jackel mit lauter Stimme, und er wurde krebsrot, als plötzlich jemand dazwischen schrie:

„Ja, du kannst was geben, wo du schon zwanzig Jahr nichts nicht gegeben hast."

„Sell ist eine Beleidigung", brüllte Vetter Jackel auf. Da kamen aber die Weiber dazwischen. Sie waren nicht so leicht beiseite zu schieben, als sie sich mit ihrem ganzen Gewicht unter die Männer schoben.

„Nichts da, Streit", rief Mutter Christine zornig. „H'naus mit euch Mannsleut, wir müssen fahren."

Die Frauen hatten ihre Männer bald draußen. Viel Beleidigung gab es da nicht. Man war so etwas gewohnt. Mutter Christine machte sich nun auch fertig. Als sie sich in ihre Tücher zu wikkeln begann, sah sie ein leeres Packet von sehr gut gekannter Form auf dem Boden liegen. Ganz oben stand Vetter Jackel's Name und Adresse.

„So", sagte sie grimmig, indem sie das Packet an sich nahm und die Adresse losriß, „da hat er sich wieder einen Schnaps gekauft."

Sie verbarg die Adresse in ihrer Tasche und folgte den Weiben.

Eben als Vetter Jackel auf den Schlitten steigen wollte, trat der Watzer Franz an ihn heran.

„Nachbar, ich werd's mir überlegen. Wir müssen Schwäher werden."

„Dann kommt's halt nach Maria Litchmeß zu mir", entgegnete Vetter Jackel.

In der Pfarrhalle saßen die Weiber um den glühenden Ofen herum, der mitten im Raume stand. Die Männer belegten die Tische und begannen sofort Karten zu spielen. Vetter Jackel stand an der Tür und wartete auf den Pater. Als der Priester kam, grüßte Vetter Jackel mit kräftigem: „Globt sei Jesus Christus, Pater."

Der Priester, Pater Joseph Hain, war mittelgroß, nicht all zu stark, doch auch nicht schwach in den Schultern und um den Magen herum. Er war ein frommer Mann, der zu gleicher Zeit ein strammes Regiment führen konnte

Die Weibsleut begannen dem Pater gleich zuzunicken, zuzulächeln und zuzurufen. Als die Versammlung begann, meldete sich plötzlich Vetter Jackel und bat ums Wort.

„Huck dich doch hin", rief Mutter Christine ihm laut zu. „Dies ist ein Weiber Versammlung und keine für die Mannsleut."

„Pater", begann Vetter Jakkel trotz allem, „ich möcht ums Wort bitten und den Antrag machen, daß ich eine St. Jakobfigur für die Kirche stifte. Die Leute sagen sowieso schon von mir, daß ich zwanzig Jahr keine Kirche unterstützt habe, und so hab ich mir gedacht, ich werde eine neue St. Jakobi Figur stiften, wenn's Euch so recht ist."

Da fuhr aber die Fillerer Martha in die Höhe, das Weib des Gemeinde-Chormeisters:

Wer von beiden gibt nach?

Wenn Eheleute verschiedener Meinung sind, wer von beiden, der Mann oder die Frau, soll zuerst die Hand zur Versöhnung bieten?

Diese Frage wurde in einer kleinen Gesellschaft, die nur ans nahen Verwandten bestand, aufgeworfen. Die Meinungen warn geteilt. Die Frauen glaubten, die Männer müßten es zuerst tun; die letztern waren anderer Ansicht.

In der Gesellschaft war auch die alte Großmutter; sie hatte bisher schweigend zugehört; schließlich nahm si das Wort: „Kinder", sprach sie, soll ich's Euch sagen? Ich meine, der ist zuerst wieder freundlich, der von beiden den meisten Verstand hat."

Wir stimmen der Großmutter bei, vorausgesetzt, daß der, welcher den meisten Verstand hat, sich nun auch von diesem größeren Verstand im Handeln leiten läßt.

Sehen wir uns die Sache etwas näher an: Wenn zwischen zwei Eheleuten ein Zwist entstanden ist, so wird, wenn nicht der eine Eheteil sich entschließt, durch ein freundliches Wort wieder anzuknüpfen, die Folge sein, daß beide tagelang in einem trotzigen Stillschweigen nebeneinander hingehen, daß jede Kleinigkeit nur zu leicht die Flamme des Zornes wieder anfacht. Verstehen sie sich hingegen dazu, sich bald durch freundliches Reden und Handeln wieder zu nähern, so kostet das wohl für ein paar Augenblicke Überwindung; ist dieses aber nicht viel leichter, als tagelang das Kreuz der Entfremdung zu tragen?

Ist die Liebe, die alles erträgt und verzeiht, nicht das Heiligste auf der Welt? Und ist diese Liebe nicht das größte Gebot?

„Wir Weibsleut haben voriges Jahr eine Jakobi-Figur angeschafft, und zwei brauchen wir net."

„Die St. Jakobi-Figur, wo die Weibsleut angeschafft haben, ist nixnutz", entschied Vetter Jackel grimm. „Die ist erstens viel zu klein und hat keine Vorstellung nicht, und zweitens ist da keine Farbe nicht dran, wo für eine Kirche passen tut."

Die Fillerer Martha war wieder auf den Beinen, und drei andere Frauen halfen ihr nach Kräften:

„Laßt's die Finger von der Jakobi-Figur, wo die Weibsleut gekauft haben. Das geht Euch garnichts nicht an, denn das Geld haben wir kollektet und keiner von Euch Mannsleut hat da etwas mitgetan. Gegessen habt ihr, was wir mit unseren Fingern in der Küche bereitet haben."

„Jetzt stopt's aber", schrie da jemand aus der Männerecke. „Ihr Weibsleut habt gekocht, aber der Hausvater muß zahlen. Wir haben das Geld gegeben. Wenn's nicht wegen uns wär, wer tät Euch den Kaffee und alles andere abkaufen?"

Die Weiber begannen einander bös zuzunicken. Ihre Unzufriedenheit wuchs mit jeder Sekunde und drückte sich in immer lauter und erboster werdender Stimme aus.

„Wir haben auch unser Geld drin", schrie die Fillerer Martha. „Was meint ihr denn, wo unser Geld für den Rahm hingeht? An die Kirche geht es. Unser Geld und unsere Arbeit. Und die Mannsleut, die hucken nur und futtern und geben ein paar Cent, und dann müssen wir Weiber noch fegen, was sie mit ihrem Rauchen schmutzig gemacht haben."

„Und wer zahlt die Kirchensteuer für euch Weibsleut?," brüllte da einer von den Männern durch den Lärm.

Der Pater kannte seine Leute. Er ließ ihnen genügend Zeit, sich nachbarlich auszusprechen. Als er sich erhob um nun endlich mit Donnerstimme Ruhe zu schaffen, stand der Leger Joseph bereits auf einem der Tische. Er fuchtelte mit beiden Armen und schrie:

„Ruhe, Leut, Ruhe. Nimmt's doch einmal eure Vernuft unter Bedacht. Wollt's ihr den Pater beleidigen?"

Grollend und sich noch immer schimpfend zunickend, setzten sich die Weiber auf die Bänke. Auch die Männer begannen nun ihren Zigarettentabak hervorzuziehen und gespannt auf den Pfarrer zu schauen.

„Na, sind wir jetzt so weit?", meinte der Priester lächelnd. Seine Augen lächelten jedoch nicht. Da blitzte etwas in ihren Ecken, das den Farmern wohl bekannt war. Sie hofften alle aus tiefster Seele auf ein kräftiges Donnerwetter. Doch es kam nicht. Der Pater blieb ganz ruhig. Na ja, dann war es halt auch so gut.

Nun begann der Pater die Versammlung in die Hand zu nehmen. Er erwähnte die Jakobi-Statue mit keinem Worte. Das war auch gut so. Nun konnten die Männer sich ihrem Kartenspiel hingeben. Der Streit war bald vergessen.

Neujahrspruch

Von Hans Bethge

Ein Jahr entflieht in Windeseile,
Ein Jahr kriecht hin im Schneckengang
Der eine sagt: O Glück, verweile!
Der andre: mir ist wirr und bang.
Der eine rast in wilden Tänzen,
Der andre schleicht gelähmt zum Ziel —
Ich wünsche dir ein stilles Glänzen,
Das Glück in deines Hauses Grenzen
Und festen Schritt im Weltgewühl.

Nach der Versammlung, als der Pater bereits ins Pfarrhaus gegangen war, hielt Mutter Christine ihren Vater Jackel am Ärmel fest. Er hatte seinen Mantel angezogen und war gerade an der Tür.

„Wohin?", fragte sie.

„Na wohin denn? Zum Pater."

„Zum Pater? Und mit der Flasche?", fragte Mutter Christine mit zusammengekniffenen Augen. „Ich hab' deine Freunde schon h'nausgehn sehn."

„Mit was welcher Flasche?", suchte Vetter Jackel sich unschuldig zu stellen.

Da riß Mutter Cristine das Zettelchen mit Vetter Jackel's Adresse hervor und hielt es ihrem Manne dicht vor die Augen:

„Diese Flasche da hier. Du gibt's sie sofort heraus."

Vetter Jackel sagte nur: „Wenn ich sag, ich geh zum Pater, dann geh ich zum Pater." Er drehte sich geschwind um und drängte sich zur Tür hinaus.

Finstere Nacht war es draußen. Vetter Jackel knurrte: „Das gibt wieder Schnee", als er vorsichtig durch die Dunkelheit dem Pfarrhause zuschritt.

Wie vom hohen Himmel in die weite Prärie geworfen, lagen Kirche, Pfarrhaus und Halle da. Da gab es weder Nachbar noch

Baum noch Strauch. Nichts, als oben der weite Himmel, und unten die unübersehbare, winterstote Fläche der Prärie.

Als Vetter Jackel ins Pfarrhaus trat, traf er dort die Loninger Buben, den Fillerer Hannes, den Klottner Wendelin und dessen Bruder, den kleinen runden Klottner Stephan. Des Klottner Stephans Mantel reichte fast bis auf den Boden. Blitzend schauten kleine Augen aus einem furchbar fetten Gesicht. Kleine, gutmütige Augen eines geborenen Schalkes.

„Na, wie wirds denn jetzt mit deiner Jakobi-Statue?, rief der Klottner Stephan dem Vetter Jackel laut entgegen. „Wenn du sie hast, nachher ladest mich. Da gehört eine Taufe dabei."

Vetter Jackel wurde bös, er sagte jedoch nichts. Schnurrstracks schritt er auf den Pater zu:

„Der Jakobi muß her, Pater."

Der Pater lächelte: „Das schafft nicht Vetter Jackel. Die Weibsleut würden mich zerreißen."

„Wenn ich sag, die St. Jakobi muß her, dann muß sie her. Ich zahls."

„Ihr zahlt das Geld. Wer aber nimmt die Zahlung von den Weibern, Vetter Jackel? Ich muß sie nehmen, das wißt Ihr. Und was das ist, so eine Zahlung, das wißt Ihr auch."

So sprach der Pater.

„Wer führt denn die Gemeinde, die Weibsleut oder wir Mannsleut?", schimpfte Vetter Jackel laut. „Kein Wort haben die Weiber nicht zu sagen. Und wenn ich sag',der St. Jakobi kommt her, dann kommt er her."

„Vetter Jackel, Ihr seid und bleibt ein Starrkopf", sprach Pater Hain. „So schafft es in der Kirche nicht. Da muß man sich schon zueinander passen. Heute habe ich überhaupt keine Lust, zu disputieren. Direckt vom Schlitten bin ich in die Halle gekommen. Meine Füße sind wie Eis."

Vetter Jackel biß die Zähne aufeinander. Er trat ans Fenster.

„Wo seid's denn gewesen, Pater?", fragte der Klottner Wendelin.

„Bei den alten Lobers bin ich gewesen. Man muß doch nachschauen, wie es ihnen geht. Jetzt kann ich einfach nicht mehr stehn, so kalt sind meine Füße. Wenn man wenigstens die Halle wärmer aufheitzen könnte."

„Und da habt Ihr mit den kalten Füßen die ganze Zeit in der Halle gehuckt? Pater, das darf net sein. Ihr düft's uns net krank werden", eiferte der Fillerer Hannes. Er ließ sich vor dem Priester in die Knie und begann ihm die Schuhe aufzuschnüren.

„Halt's nur still, Pater", kommandierte er. Nachdem die Schuhe ausgezogen waren, befühlte er des Priesters Füße.

„Eiskalt, Pater, eiskalt. Die Strümpf müssen auch ab."

Jetzt gingen auch die Loninger Buben in die Knie. Sie betasteten des Paters kalte Füße und begannen sie mit ihren warmen Händen zu reiben. Der Klottner Wendelin warf seinen Mantel ab und kniete mit mächtigem Ächzen nieder. Bis zu den Füßen des Priesters beugte er sich, und er blies mit vollen Backen und behauchte mit gespitztem Mund die Zehen und die Fersen.

Da trat Vetter Jackel noch einmal an den Pater heran. Dicke Trännen rannen ihm über beide Backen.

„Pater", sprach er gar demütig, „ich bin Euch viel schuldig. Nehmt's doch meine Jakobi-Figur."

Pater Hain konnte sich nicht helfen. Starrköpfig waren seine Rußländer, und ungeheuer weich zu gleicher Zeit. Sie konnten wettern und fluchen, zanken und neiden, dazu noch die riesige Eßlust und der ewige Durst, fast so, wie es die Bücher über die Hauptsünden schreiben. Da war aber auch ihr einfach unbrechbarer Glaube und diese rührend kindliche Anhänglichkeit an den Priester.

Pater Hain kannte seine Rußländer. Er war ihnen manchmal ganz wehrlos gegenüber. So wie gerade jetzt, als er einfach „Gut denn, Vetter Jackel" sagte. Um seine Rührung nicht all zu deutlich zu zeigen, wollte er schnell

Des Kindes Gebet

Wenn die kleinen Kinder beten,
Hören all die Sternlein zu,
Und die Englein alle treten
Leis' herzu auf gold'nem Schuh!
Lauschen auf des Kindes Worte,
Schließen tief ins Herz sie ein,
Tragen durch die Himmelspforte
Sie zum lieben Gott hinein.

Von L. Rafael

Grüß Gott! Ich bin das neue Jahr!

noch etwas ganz Männliches sagen. So rief er denn:

„Vetter Jackel, als Ihr mich damals aus dem Schneesturm holtet, wolltet Ihr mir ein Schlückchen geben. Damals konnte ich nicht trinken. Jetzt, wo nichts da ist, nähme ich schon einen."

Vetter Jackel schlug sich mächtig gegen die Brust:

„Nichts da? Da ist's!"

Alle Männerköpfe flogen hoch. Dem Fillerer Hannes begann der Adamsapfel den dürren Hals entlang auf und ab zu springen. Er schluckte gewaltig. Und der Klottner Stephan wurde ganz rot im Gesicht. Laut den Vetter Jackel aufmunternd, verfolgten die Männer jeder Bewegung des Flaschenöffnens.

„Pater", rief Vetter Jackel laut, „Ihr seids arg christlich und Ihr seids arg menschlich. Ihr sollt den schönsten St. Jakobi haben, den ich kaufen kann."

Jedem goß Vetter Jackel ein. Als er an den Klottner Wendelin kam, dachte er an die große Beleidigung, die dieser ihm im Geschäftshaus an den Kopf geworfen hatte. Auch der Klottner Wendelin mußte diesen Gedanken haben, denn er preßte seinen Mund grimm zusammen. Vetter Jackel jedoch hatte sich vorgenommen, nach der weihnachtlichen Reu und Leid nichts Ungutes mehr zu tun. Er wollte keinen Haß nachtragen. Darum brummte er: „So nehmt's und trinkt's."

Der Wendelin nahm das Glas. Bevor er es jedoch an die Lippen hob, sagte er: „Aber die Halle wird nicht zusammengerissen."

Bald darauf war Vetter Jackel wieder auf dem Heimweg. Er dachte an alles zurück, was er heute Abend erlebt hatte. Die St. Jakobi Statue hat er also durchgedrückt. Das Zusammenreißen der Halle wird er auch noch fertigbringen. Nach Maria Lichtmeß wird der Watzer Franz mit seinem Buben kommen. Die Madel werden schon wollen müssen. Wenn der Watzer Franz nur nicht mit dem versprochenem Land irgend einen Schwindel treibt. Das wird er schriftlich geben müssen.

Ja, und die Mutter wird sich heute Abend die Flasche anschauen. Sie war halb leer. Wo doch so viele Mannsleut da waren, und jedem zweimal eingeschenkt werden mußte. Es war aber beim Pater getrunken. Da wird sie schon nichts sagen.

Sehr mit sich selbst zufrieden, trieb Vetter Jackel seine Pferde an.

Weitere Erlebnisse des Vetter Jackel folgen.

So war es

Als die heiligen drei Könige nach Bethlehem zogen, nahmen sie große Schätze und köstliche Kleider mit sich aus ihren Landen. Alle Gezierde, die ihnen vom großen Alexander und von König Salomon als Erbe anheimgefallen waren, führten sie bei sich und meinten, sie wollten es dem neuen König verehren. Als sie aber in den armen Stall kamen, da Jesus lag, da war darin so unaussprechlich große Klarheit, daß sie stunden wie in einer Glut, und wußten nicht vor Schrecken, woran sie waren. Also griffen sie geschwind in ihre Säcke, und was jeglichem zuerst in ihre Hände kam, das opferten sie und vergaßen aller Herrlichkeit, die sie mit sich brachten. Melchior opferte dreißig goldene Pfennige und einen goldenen Apfel, wie es ihm in die Hände fiel; Balthasar opferte Weihrauch, Kaspar Myrrhen, und was die liebe Maria zu ihnen sprach, das vergaßen sie allzumal in ihrer freudigen Aufregung, daß sie nichts behielten, als daß sie jeglichem Könige sich gar demütiglich neigte und mit ihm sprach.

Der goldene Apfel, den König Melchior opferte mit dreißig goldene Pfennigen, war des großen Königs Alexander gewesen, und er hatte ihn so gefüge machen lassen, daß er ihn mit einer Hand umgreifen konnte. Denn Alexander hatte die ganze Welt bezwungen und hielt sie in seiner Hand, und zu dessen Urkunde hatte er den Apfel machen lassen, weil die Welt rund ist, und meinte, daß er der Welt so gewaltig wäre als des Apfels. (Über die Welt soviel Gewalt hätte wie über den Apfel) Und da der Apfel dem Kind in die Hand gegeben ward, da ward er zu Asche, zum Zeichen, daß alle irdische Gewalt vor Gott eitel ist und in Staub zerfällt.

In Gottes Namen angefangen

Botschaft zum Tag des Herrn

1. Taufe des Jahres. Am Neujahrstage feiert die Kirche Christi Beschneidung. Dabei wurde dem Kind aus dem Stall ein Namen gegeben: Jesus. Dieser Name wurde zur leuchtenden Sonne für die ganze Welt und alle ihre Jahrhunderte. Zum Stern und Stempel für die Gottesgläubigen, zum vernichtenden Blitz für die Gottesverfolger. Am Namen Jesus entscheidet sich die Weltgeschichte: entweder baut sie sich empor zum Tempel Gottes, oder sie zerschmettert sich seblst zur Ruine.

Man muß auch dem neuen Jahr einen Namen geben. Gottgeweiht ist sein Name. Alles andere ist Flitter. — Vielleicht sind wir als Schulbuben zu Tanten und Bäsigotten geeilt, um uns mit Neujahrssprüchen einen schönen Festtagsbatzen zu „verdienen". Damals wünschten wir: „Es guets, glückhaftigs nüüs Jahr, e gueti Gsündi bsunderbar!" Das ist gut und recht, besser als „Profit Neujahr", besser als mitternächtliches Gejohl und Champagnerflaschenknall. Aber auf die Dauer kommt man auch mit einem Gesundheitsspruch allein nicht aus. Am wenigsten in Zeiten der Trauer und Not.

Mutter selig stellte an den Neujahrsanfang den Seufzer ihres Herzens, den sie später tagein tagaus bei Arbeit und Mühsal wiederholte: „I Gott'sName agfange!" — Ja, das ist der rechte Spruch. Gottgeweiht soll das Jahr heißen. — Ein lieber geistlicher Freund aus dem Luzernerland hat mir ein Neujahrshelgeli zukommen lassen, auf dem er den mütterlichen Weihespruch weiterführt: „I Gott's Name uufstoh, i Gott's Name z'Bett goh, i Gott's Name z'Bett goh, i Gott's Name agfange, i Gott's Name z'Abend gange! So tüemer alls viel liechter träge, ond zodem hemmer Gottes Säge."

2. Taufe der Heimat. Die Weltgeschichte könnte Lehrmeisterin sein, wenn die Völker gelehrigere Schüler wären. Wie viele Länder begannen und wie viele Regierungen regierten „im Namen der Freiheit, des Rechtes, der Gewalt, der Macht, des Nationalismus, des Lebensraumes". Heute liegt alles im Trümmerhaufen. In undurchdringlichen Nebeln verhüllt sich die Zukunft und alle Hoffnung. — Nur ein einziges kleines Land hat angefangen im Namen Gottes des Allmächtigen, und es liegt noch unversehrt da wie ein Paradies, von Neujahr zu Neujahr, von Erstaugust zu Erstaugust.

So packen wir denn auch das neue Jahr Heimatgeschichte „in Gott's Namen" an: mit Mut, Heimattreue und Väterglauben, mit dem Blick zu den Bergen, von denen das Heil kommt, mit dem Blick aufs Kreuz, das Friedenszeichen im Wappenschild ist!

„In Ihm sei's begonnen, der Monde und Sonnen, an blauen Gezelten, des Himmels bewegt. Du Vater, du rate! Lenke du und wende! Herr, dir in die Hände,

---

Das tägliche Gebet der Eltern und Erzieher für die Kinder weckt in ihnen selber immer wieder den Gedanken, wieviel an der Erziehung gelegen ist. Ein derartiges Gebet ist eine Predigt, welche die Eltern und Erzieher sich selber halten und welche sie daran erinnert, wie unendlich wichtig und schwer die P f l i ch t ist, ihre Kinder gut zu erziehen. Dann aber fällt besonders ins Gewicht die Erziehungsgnade, die durch ein solches Gebet gewonnen wird. Es wird gebetet im Geiste der Demut, man fühlt sich unzulänglich, Kinder zu erziehen. Es wird Gottes allseitige Macht anerkannt und angebetet. Gott wird um etwas gebeten, was er selbst will. Aber auch auf den Zögling macht es einen eigenen, sittigenden Eindruck, wenn er weiß, daß täglich für ihn gebetet wird. Dieser Gedanke setzt sich in seinem Gewissen fest und läßt es nie völlig einschlafen. Ganz abgesehen von der übernatürlichen Hilfe, welche seiner Seele durch dieses Gebet zugeführt wird.

Alban Stolz

sei Anfang und Ende, sei alles gelegt!"

3. Taufe des Werktages. —

31 Millionen Augenblicke, Sekunden, wird das neue Jahr haben, wenn Gott die Erdkugel bis zum Jahresabend in seinen gütigen Händen hält: 365 Tage, 8760 Stunden, 525 600 Minuten, 31 536 000 Sekunden. Jede Sekunde ist ein Gnade des Himmels. Wir können damit wirken und werken und mit ihnen Erde und Himmel gestalten. Das Rezept gibt St. Paulus an: „Ihr möget essen oder trinken oder was immer tun, tut alles zur Ehre Gottes!"

Müßten wir die Rechnung allein anstellen, wir müßten verdattert sein wie ein Schulbub im Schlußexamen. Tragen wir aber den Siegel Gottes an der Stirne unseres Sinnens und Schaffens, dann dürfen wir es mit Hans Thoma, dem Dichter, halten: „Ich kam, weiß nicht woher; ich bin , und weiß nicht wer; ich leb, weiß nicht wie lang; ich sterb, und weiß nicht wann; ich fahr, weiß nicht wohin; mich wundert, daß ich fröhlich bin. Da mir mein Sein so unbekannt, so steht es wohl in Gottes Hand, der führe mich so aus wie ein, dann kann ich' wohl getröstet sein." —

Was brauchen wir Horoskope, Wahrsagerei und Kartenschlagen? Im Plane Gottes ist unser Leben aufgezeichnet und vorgezeichnet. Bergen wir uns im Schoße des Himmelsvaters, wie das Kind sich birgt in der Schürze der Mutter: „Nimm jeden Tag aus Gottes Hand, 's mag sonnen oder regnen! Kommt Freud, kommt Leid . . . trag's mit Verstand, Gott will dir beides segnen!"

4. Taufe des Geistes. „I Gott's Name agfange" sagt die mütterliche Kirche, und stellt an jeden frühen Tag den Opferaltar des Priesters, die heilige Messe. Sie ist die immerwährende gute Meinung des gläubigen Volkes. Möchten sich doch alle Nöte und Kümmernisse, alle Düsterkeiten der Seele und alle Ängste der Nächte beim Feuerschein des ewigen Lichtes in den Opferschalen der Verwandlung sammeln lassen! Auch jener wollen wir gedenken, deren Lichter ausgelöscht und deren Altäre zerbrochen sind: daß ihnen Glaube, Hoffnung und Liebe nicht sterben! — Lassen wir, auch im übersetzten und überhetzten Tempo des Maschinenzeitalters und der wirtschaftlichen Hochkonjunktur, unsere Opferaltäre nicht verweist. Aus der Morgenweihe des Geistes soll uns das Arbeitswerk der Hände, aus der Kraft des Hostienbrotes soll uns das Brot des Ackers geweiht sein.

So formen wir denn aus dem hochheiligen Namen Jesu und aus dem unerschütterlichen Glauben an die Vorsehung Gottes unsern Wahlspruch für das mit wuchtigen Mitternachtsanschlägen anhebende Jahr:

„Wie du glaubst, so lebst du. Wie du lebst, so stirbst du. Wie du stirbst, so fahrest du. Wie du fahrest, so bleibst du: Im Himmel zur Freud. In der Hölle zum Leid. — Deswegen: Glaube nicht alles, was du hörst, tue nicht alles, was du magst, sage nicht alles, was du weißt, begehre nicht alles, was du siehst, brauche nicht alles, was du hast, zeige nicht alles, was du kannst, richte nicht mich und die Meinen, sorge für dich und die Deinen, sieh auf dich und nicht auf mich, tu kein Unrecht, hüte dich!"

Pilgrim

Liebe

In stillen dunklen Leidensnächten
Weicht aus der Seele tiefsten Schächten
Auch des Bösen ärgster Knecht
Tief empfand ich stets im Herzen,
Was in bittern Seelenschmerzen
Ich getan, war immer recht.
Drum muß ich danken für die Wunden,
Die ich kämpfend oft empfunden,
Was immer ich auch sonst verlor.
Frag nicht, o Herr, und wie's auch quäle:
Bohr' aus den Schächten meiner Seele
Ganz reines, edles Gold hervor.
Das Gold der echten Gottesliebe,
Die frei und fern vom Weltgetriebe
Ganz tief auch schließt den Bruder ein.
Herr, leih' mir Trost für fremde Schmerzen,
Laß, was da glimmt in meinem Herzen,
Aus Deiner Glut ein Fünklein sein!

Anna Haumer

Das christliche Familienleben

J. Kleindl

Die Familie mit Vater, Mutter und Kinder ist die kleinste Gemeinschaft, die Kirche, stiftungsgemäß alle Völker umspannend, ist die größte Gemeinschaft. Bei der Familie soll das Heim ein Abbild der Kirche aus Stein sein. Wenn das Familienheim eine Kirche sein soll, so gehört zur Eingangstür ein Weihbrunnen, dessen zeitweilige Füllung mit Weihwasser Aufgabe der Kinder sein soll, mit heilsam erzieherischer Fernwirkung auf ihr Leben. Wenn der Bischof zur Firmung kommt, überreicht ihm der Dechant beim Kircheneingang den Weihwassersprengel, womit er die Gläubigen besprengt.

Vielleicht geschah in Nachahmung dieses Brauches die Vereinbarung eines jungen Ehepaares, daß sie sich jeden Abend gegenseitig das Weihwasser reichen wollen. Von der heilsamen Wirkung dieser Vereinbarung erzählt eine junge Ehefrau in der Zeitschrift „Pax“ vom 21. Juni des Jahrganges 1936 folgendes: „In unserem Zimmer hing ein Weihbrunnen, es war uns zur liebvertrauten Gewohnheit geworden, jeden Abend vor dem Schlafengehen einander das Weihwasser zu reichen. Da kam ein böser Tag. Mit Meinungsverschiedenheiten hat er angefangen und mit ernstem Streit geendet. Wir legten uns zur Ruhe. Schon eine Stunde hat keiner ein Wort gesprochen. Das unheilvolle Schweigen hat den Riß noch vertieft. Auf einmal fiel mein Blick auf den durch einen Mondstrahl beleuchteten Weihbrunnen. Da hielt es mich nicht länger im Bett. Ich stand auf, tauchte tief meinen Finger in den Weihbrunnen, trat an das Bett meines Mannes und flüsterte leise: Du wir haben vergessen, uns das Weihwasser zu geben. Mehr brauchte ich nicht zu sagen. Wie mit einem Schlag war das Mißverständnis ausgelöscht, der klaffende Riß in der Ehe verschwunden.“

Wenn das Familienheim eine Kirche sein soll, dann gehören an die Wand heilige Bilder, die zur Andacht stimmen, und zeitweilig auch Weihrauch. Mein seliger Vater nahm am Heiligen Abend und zu Heiligen Drei Könige Glut vom Herd in ein Gefäß, streute Weihrauch darauf, entblößte sein Haupt und beräucherte alle Gemächer des Hauses, so steht er in meinem Gedächtnis auch jetzt noch vor mir als Priester seines Hauses, seine Familie mit seinem Tun erinnernd: Mein Haus ist ein Bethaus, wo Beten und Singen, wie Weihrauch mit Wohlgeruch sich zum Himmel emporringen. Wenn das Familienheim eine Kirche sein soll, gehört auch eine Kanzel hinein. Die erste Kanzel ist der Schoß der Mutter, das Knie des Vaters, wo die Kinder so gern sitzen, beziehungsweise reiten, von hier aus müssen schon die Kleinkinder unterrichtet werden in den Grundelementen unserer heiligen Religion, die zweite Kanzel ist der Familientisch wo aus Bibel und Heiliger Schrift vorgelesen wird und die Kinder im Religionsunterricht kontrolliert werden, die dritte Kanzel ist das Lebensbeispiel der Eltern, wodurch die Kinder lernen, das Gute üben das Böse meiden, und was Gott schickt, geduldig leiden.

Wenn das Familienheim eine Kirche sein soll, gehört vor allem das Kreuz hinein. Ein Künstler malte die jungfräuliche Mutter Maria mit dem schlafenden Jesuskinde in die Wiege, über dem schlummernden Jesuskind liegt der Schatten des Fensterkreuzes, vom abendlichen Mondlicht gebildet, in den Zügen der jungfräulichen Mutter der Ausdruck des Schreckens. Bei der Aufopferung Jesu im Tempel verwandelte sich dieser Schrecken zur vollkommenen Ergebung in den heiligen Willen Gottes, darum hat ein anderer Künstler die jungfräuliche Mutter Maria so dargestellt, wie sie dem Jesukind in der Wiege ein Kreuz als Spielzeug überreicht und dadurch — menschlich gesprochen — das Kind zur Liebe zum Kreuz, zum Opferbringen erzogen hat. Deswegen soll das Kreuz auch in der christlichen Familie ein Heim finden, äußerlich am Ehrenplatz an der Wand, innerlich in der Kreuzgesinnung. Es gibt ja so viele Kreuze in der Familie: das Ehekreuz, Kinderkreuz, Krankenkreuz, Unglückskreuz, Wirtschaftskreuz und für so viele noch das große Kriegskreuz. Wie können all diese Kreuze getragen werden? Ein frommer Blick auf den Gekreuzigten macht alle Kreuze erträglich. Wenn christliche Eheleute sich bemühen, daß ihr Familienheim eine Kirche im kleinen sei, wo gebetet, gepredigt, geopfert wird, dann haben sie den höchsten Beitrag geleistet zur Heiligung unserer unheiligen Zeit, zur Heiligung der kranken Familien.

Der reitende Tod

Von Meta Brix

Eine alte Dorfkirche. Am Orgelchor ein Gemälde, verstaubt und rissig geworden — der Tod auf dahinjagendem Roß und ein zugemauertes Haus, an dem ein dunkles Loch gähnt, seltsam und rätselhaft.

Eine alte Chronik, aufbewahrt von Geschlecht zu Geschlecht, und dieses Gemälde erzählen . . . .

Es war gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Heiß brannte die Sonne über ausgedörrte Felder, und ein modriger Geruch stieg aus dem Sumpfgelände um den Fluß.

Heinrich Balschik, der Hausierer, war im Morgengrauen aus Danzig heraus — wie von Furien gejagt. Noch nicht beendet waren seine Geschäfte in der großen Stadt, aber in der armseligen Herberge, in der er übernachtet, war heute morgen einer gestorben. Auch ein Hausierer, wie der Balschik selber.

Nun — und was weiter? Menschen kommen und gehen, und weil einer auf Nimmerwiedersehen ging darum brauchte doch der Balschik nicht so aus der Stadt zu hetzen?

Der Himmel bewahr mich! . . er hatte doch genau gesehen, der Balschik, daß der Tote Beulen am ganzen Körper gehabt! Pestbeulen waren es! Und dem Herbergsvater hatte er das auch gewiesen, aber der hatte geschrien — er solle das Maul halten! Ob er ihn vielleicht zugrunde richten wolle? Und mit den Pestbeulen — da irre er sich! Und im übrigen scheine er nicht zu wissen, daß die Obrigen sehr streng wären und jedes Haus schließen, in dem ein Pestkranker gestorben oder sich nur aufgehalten. Und er — der Balschik — solle sich fortscheren!

Und der Balschik lief und lief — denn jener Tote war sein Schlafgenosse in jener Nacht . . .

Der Hausierer war aus der Stadt heraus und ging nun vorsichtig um das sumpfige Moor herum und hinüber zum Wald. Der war heute nicht kühl wie sonst, sondern umwehte den Balschik mit dumpfer und feuchtwarmer Luft. Oder . . . sollte er am End diese Schwüle in sich selbst haben? Sollte . . .?

„Nein . . .!" schrie er verzweifelt in den Wald hinein . . . „Nein . . . es hat mich doch nicht . . . es darf mich nicht kriegen . . .!"

Und lief weiter .. . und rannte und rannte . . . und blieb erschöpft am Wege liegen. Ausruhen . . . nur ein Weilchen ausruhen . . . und schleppte sich dann weiter.

Und weil er nur langsam vorwärts kam, so verging der Tag, ohne daß er bis zu dem Ort gelangte, in dem er seine nächsten Geschäfte machen und auch übernachten wollte.

Balschik tröstete sich damit, daß es eine warme Nacht war. Jedenfalls war er hier im Walde sicher vor der Pest, und die war gewiß schlimmer als die Ottern und die Luchse und solcherlei Raubzeug, wenngleich er demgegenüber auch grad kein mutiger Mann war.

Er machte sich an einer geschützten Stelle ein Lager aus Moos und Laubwerk, schob die Reiserolle und die dicke Kramtasche dazu unter den Kopf und tat eine Zeitlang einen unruhigen Schlummer. Dann aber jagte ihn rasender Herzschlag empor, und ein Schüttelfrost fegte durch seinen Körper. Er mochte aber doch ein paar Stunden so hingeduselt haben, denn das erste Grauen eines neuen Tages stieg schon empor, obgleich die hochragenden Bäume nur wenig den Blick zum Himmel freigaben.

Der Balschik packte mühsam seinen Kram zusammen und schlich weiter. Und es wirbelte in seinem Kopf. . . Wenn sie mich nun doch gepackt hat, die grauenvolle Pest? Zum Teufel nochmal, Balschik . . . dann ist's eben vorbei! Tropf, der du bist . . . hast nicht Weib und hast nicht Kind: wen schert's wenn du abgehst?

Und das Leben? Ich hab es doch lieb, das Leben . . . es freut mich doch . . . wenn ich auch nur so ein armseliger Hausierer bin . . . ein ewig wandernder Geselle. Warum soll es mich denn auch nicht freuen? Hat mir doch das Essen mein Lebtag so gut geschmeckt . . . das Essen und der Schnaps . . .

Als der Vormittag hochkam, lichtete sich der Wald. Eine Fahrstraße wurde sichtbar und dahinter die ersten Anwesen eines

Ortes. Der Balschik straffte sich, rückte sein Zeug zurecht und ging aufrechter als vordem die Straße entlang. Ein, zwei Häuser ging er noch an, bot den Leuten, die ihn von früher her kannten, seinen Kram. Bunten Tand . . . Tücher, Ketten Fingerringe, und tauschte dafür allerlei Zeug, das ihm noch wertvoll schien. Bezahlte auch wohl hier und da für eine Sache mit bunten Glaskugeln für die Kinder, denn so hielt man das damals.

Ein, zwei Häuser tat er noch so eine Arbeit, dann spürte er überstark den klopfenden Pulsschlag im ganzen Körper, glühende Hitze hatte ihn befallen und dazu rasender Kopfschmerz.

„Ich geh zur Herberge jetzt", sagte er zu der jungen Frau, mit der er eben das Geschäft abgetan. Die lachte: „Muß er schon wieder sich stärken, Balschik? Am frühen Morgen?"

„Freilich", erwiderte grinsend der Hausierer, während feurige Ringe vor seinen Augen kreisten. Und er ging zur Herberge. —

„He — Balschik — ", rief der Wirt, der vor der Tür stand — die Hände hinter dem Latz der blauen Schürtze verschränkt und den Hausierer argwöhnisch musternd. „Wo kommst denn du heute her?"

„Mal eben wieder bei euch vorbei."

„Ja — schon gut — aber woher denn des Weges? Doch nicht aus der Danziger Gegend, der verpesteten?"

„I — woher denn — kein Gedanke!"

Blitzschnell hatte der Balschik die rechte Antwort überlegt.

„Vom Süden her diesmal. Und was sagt Ihr, Wirt — in Danzig, da wär' die Pest?"

„Freilich! Der Schwager hat das erzählt, als er gestern mit dem Postwagen hier durchkam. Kam doch von Danzig her, und ich hab ihm gesagt, aufnehmen könnt ich ihn nicht, wenn er aus der Pestgegend, der verfluchten, käme."

So — nicht aufnehmen? Halunke du . . ., wenn du wüßtest! dachte der Balschik.

Der Wirt aber fuhr fort: „Nun — bei dir hat's also keine Gefahr, kommst ja von Süden her!"

Er war beruhigt und setzte dem Balschik Essen vor und einen Schnaps. — Gar keinen Hunger verspürte der Hausierer, aber der Frost, der schüttelte ihn arg, daß er das Beben kaum verbergen konnte. Und so trank er nur gierig den Schnaps und gab das Fleischstück dem herumlungernden und gierig zuschnappenden Hund.

Krauch ich gleich ins Bett, so merkt der Kerl was! dachte der Balschik. Legte also in der Kammer nur was von seinem Zeug ab und ging wieder ins Dorf hinaus. Besuchte noch ein paar Katen, sprach mühsam mit den Weibern und legte sich schweratmend hinter einen Busch am Feldrain. Bis der Abend dämmerte. Dann ging er in die Herberge zurück und legte sich ins Bett.

Je nun, wo bleibt nur der Balschik? dachte der Wirt am anderen Morgen. Ein paar Bauern saßen bereits im Krug, wollten nachher zum Markt, nach der nächsten Stadt rein. Zu ihnen sagte der Wirt:

„Der Hausierer, der windige Kerl — meiner Treu — wo gleibt der heute? Hat gestern abend doch nicht mal getrunken wie sonst, und verschläft wahrhaftig den ganzen Morgen!"

„Hat vielleicht doch einen heimlichen Buddel bei sich gehabt", lachten die Bauern, „schau mal nach Wirt!"

Der ging. Und kam schreiend zurück. Weil er den Balschik tot im Bette gefunden hatte. Die Dekke hatte der arme Kerl wohl im letzten Krampf zurückgeworfen, und da hatte der Wirt es gleich gesehen: Pestbeulen hatte der Balschik gehabt . . . am ganzen Körper . . .

Heimat

Und wäre die Heimat ein Streifen Lands,
entlegen, dürftig und karg,
kein Fleck auf der Erde ist so voll Glanz,
kein Name so zwingend und stark.
Wär' sie Gebirge von Nebeln umbraut,
ein Nachbar ewigem Eis,
wär' sie von südlichen Meeren umblaut,
zypreßenumstanden und heiß,
wäre sie Heide mit Torf und Moor,
wacholderbewachsen und arm,
und dennoch: aus treibenden Wolken hervor
schien' die Sonne wie nirgends so warm,
kein Fleck auf der Welt ist so vielgeliebt
und keiner so schmerzlich vermißt.
O Herz, für das es noch Heimat gibt,
weißt du, wie reich du bist?

Hilda Bergmann

Das schrie er heraus im ersten Grausen — und wußte erbleichend sogleich: das war jetzt auch sein Ende. Keiner würde mehr zu ihm kommen. Nicht in den Krug und nicht zum Herbergen!

Angst und Entsetzen in den feisten Gesichtern, waren die Bauern aus der Gaststube heraus, ehe der Wirt so recht zur Besinnung kam.

Und im Nu war die Schreckenskunde im ganzen Dorf bekannt. Die Einwohner sammelten sich vor der Herberge. Hinaus müsse der Wirt — mit all seinen Leuten! Hinaus — und sofort!

Wie rasend gebärdeten sich die sonst so schwerfälligen Dörfler. Die Angst vor der Seuche machte sie wahnsinnig. „Hinaus aus dem Dorf — hinaus!" Gellend immer wieder diese Schreie. . . .

Es wurde für den Wirt und die Seinen ein trauriges Schicksal. Haus und Hof mußten sie verlassen, vernichtet war die Existenz. Und niemand nahm sie auf. Unstet und flüchtig zogen die armen Menschen durch Feld und Wald.

Endlich fanden sie in einer Wildnis, wie man sie damals zwischen den einzelnen und sich zum Teil befehdenden Ortschaften mit Absicht bestehen und wuchern ließ, ein einsames Haus, halbfertig, verlassen aus irgendeinem Grund. Sie nahmen es sich zu eigen.

Inzwischen war die Seuche weitergezogen. Hatte ganze Ortschaften leer und tot gemacht. Die Übriggebliebenen empfingen jeden Fremden voll Mißtrauen und jagten ihn durch den Ort, ohne ihm ein Nachtlager zu geben. So mußte der Wirt auch erst an vielen Orten bitten, ehe die Leute ihm und den Seinen Lebensmittel überließen. Und auch die durfte er sich nicht aus dem Dorf abholen, sondern man legte sie an eine bestimmte Stelle im Feld, von dort konnte er sie fortnehmen. Und es ist nicht weiter bekannt, wie sich das Schicksal der Flüchtlinge gestaltete. Vielleicht, daß man sie — nachdem die schreckliche Seuche verebbte — auch wieder irgendwo in die Gemeinschaft der Menschen aufnahm.

In dem Orte aber, aus dem man sie vertrieben, hatte man die Herberge vernagelt und niemand konnte in das Haus hinein. So glaubten die Einwohner sich vor einer Ansteckung und Verbreitung der furchtbaren Krankheit sicher,

Alle standen dabei und sahen zu, wie ein paar beherzte Männer an dem Haus der früheren Herberge jedes Fenster und jede Tür und jede noch so kleine Öffnung vernagelten. Alle beobachteten, daß es auch recht geschah. Keine Ratte, keine Maus sollte den Weg hinein oder heraus finden. — Etwas abseits von den anderen Dorfbewohnern stand

Himmel

Himmelreich, ich freu' mich dein,
Daß ich da soll schauen
Gott und die liebe Mutter sein,
Unsre schöne Frauen,
Und die Engel mit der Krone,
Die da singen an Gottes Throne;
Des freu'n sie sich.
Gott, der ist so minniglich.
Nun schau' um dich:
Hütet euch vor Sünden, das ist tugendlich..

Wenig reden ist wohl gut
Und bescheiden lachen,
Zwing die Augen und den Mut,
Laß sie lange wachen.
Bete gern und bleib alleine,
Flieh die Welt, sie ist unreine,
Falsch ihr Leben:
Gott,der will sich selbst uns geben.
Nun schau' um dich:
Hütet euch vor Sünden, das ist tugendlich.

Wenn ich mich denn hüten soll
Vor des Bösen Pfade,
Herre Gott, nun tu so wohl,
Gib mir deine Gnade,
Steh getreulich mir zur Seite,
Daß der Leib mich nicht verleite,
Noch die Welt.
Ach, sie gibt so bös' Entgeld.
Nun schau' um dich:
Hütet euch vor Sünden, das ist tugendlich.

ein Bursche. Blöd der Ausdruck seines Gesichtes. Er ist ein Narr — sagten die Leute. Und sie lachten über ihn und machten Späße.

Jetzt aber hatte keiner Zeit, auf den Blödsinnigen zu achten.

In seinen Augen hockte die Gier. Ein Grinsen zog um den Mund.

Zugenagelt! Ha — und die schönen Vorräte? dachte er. Der Schnaps auf den Borden und die Schinken in der Räucherkammer?

„He, Karl — komm und hilf!" So hatte der Wirt oft dem Burschen gerufen, und darum wußte dieser wohl Bescheid im Krug und in der Herbergskammer. Und nach der Arbeit hatte der Wirt ihm von dem Zeugs, dem Schnaps gegeben, und der hatte geschmeckt . . . und es war ihm darnach ganz gleich gewesen, daß die andern gelacht hatten, weil er den Weg nicht mehr grad gehen konnte. . .

„Nagelt nur zu! Nagelt nur immer zu, ihr Narren!" Er kicherte böse vor sich hin. Ja, ihr seid Narren . . .!

Und in jeder Nacht, wenn das Dorf schlief, war er am vernagelten Haus. Mit Spaten und Hacke. Und grub und grub, daß ihm der Schweiß über das ewig grinsende Gesicht lief.

Grub Nacht um Nacht. Und keiner wußte darum.

Und kam an das Haus — und kam hinein. Fand Wurst und Speck. Und fand Schnaps. Und kam auch in die totgeschwängerte Kammer des Balschik. Lief schreiend davon. Um dann doch Nacht um Nacht wiederzukommen, weil ja der Schnaps noch lange nicht alle war . . .

Keiner wußte darum — keiner merkte es. Sie hatten ihn ja ausgewiesen, den armen Narren. Am äußersten Ende des Dorfes, in einer zerfallenen Hütte, wohnte er. Nur die Großmutter war noch da — halb blind — und tastete sich in den fast leeren Kammern herum. Die war schon so alt und kindisch, daß sie es nicht merkte, wenn der Junge nachts oder erst beim Morgengrauen heimgetorkelt kam.

Und weil er eben blöd war, meinten die anderen, jetzt tauge er schon gar nicht zur Arbeit, wäre wohl ganz und gar närrisch geworden. . .

Kamen also nicht mehr dazu, überhaupt noch an den armen Narren zu denken. Denn überall — hier und da und dort fielen die Leute um wie die Fliegen. Die Pest raffte sie hinweg. Der Tod mähte im jagenden Ritt fast alle Einwohner des Ortes hin.

Später fand man dann wohl auch in der letzten Hütte draußen jene beiden Toten, den armen Blöden und die alte Frau. Fand wohl auch einmal den unterirdischen Gang — entdeckte das grausige Geheimnis des während der Pestzeit zugemauerten Hauses.

Wer jenes Gemälde schuf, das hinter dem Orgelchor der Dorfkirche hängt — niemand weiß es.

Aber es legt Zeugnis ab von jener Zeit und ihrem Geschehen, und dieses Zeugnis deckt sich mit der alten Chronik, die man treu von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt.

Gebet eines Arbeiters

O Herr, es will nun Abend werden,
mein Herz sucht Deine güt'ge Hand,
beherberg mich mit Deinen Herden,
in meinem armen Vaterland.
Nimm mein klein Tagewerk zu Füßen,
o segne das Brot; die Arbeitlast
gefällig willst köstlich versüßen
dem gläubig eintretenden Gast.
In Sorgen, Not und Mühsal ich trete —
wohl täglich belastet — zu Dir:
den Glauben im Herzen, errette
und richt' uns die Tat, im Gebete
die Sterne über mir!

Johannes Niklos

Rechte Kunst und rechtes Leben springen wie ein Strahl Blut aus dem Herzen. Wenn er aufhört, sind Kunst und Leben am Ende.

Alle Wahrheiten, die nur für Stunden wichtig sind, lohnt nicht zu hören. „Hosianna!" und „Kreuziget" leben im Maul der Menge vom gleichen Atem. —

Wirkte nicht Unbegreifliches in aller Kunst, so wäre sie nicht Dienst an Gott.

Wider die Klatschsucht

Von Abt Bonifaz Wöhrmüller O. S. B.

Wie eine Krankheit ist es in den Menschen, daß sie sich gedrängt fühlen, von fremden Fehlern zu sprechen. Stundenlang können Männer beisammen sein und über Vorgesetzte oder Amtskollegen nörgeln und kritisieren und räsonieren; stundenlang können Frauen mitsammen Feindinnen und Freundinnen durchbesprechen, und der Faden dieses Gespräches will nicht zu Ende gehen; selbst in den Gesprächen der Kinder schon spielt dieser Stoff eine bedeutende Rolle. Ist es das Bedürfnis nach Unterhaltung, was uns gar so oft über dieses Thema reden läßt? Wenn es so ist, dann gewinnt man in dieser Unterhaltung gewiß nicht, was man in einer Unterhaltung sucht. Noch nie ist einer durch solche Gespräche innerlich froh und reif geworden und glücklich; man wäre sicher mit einem schöneren Glück nach Hause gegangen, wenn man vom Nächsten etwas Gutes berichtet oder wenigstens geschwiegen hätte; liebevolles Schweigen und gütige Worte, das ist wie ein Aufatmen in reiner Atmosphäre. — Oder ist es das Interesse für den Nächsten, was uns über seine Fehler klagen läßt? Wenn wir Liebe hätten, dann würden wir uns freuen, Gutes am Nächsten zu sehen und Gutes von ihm zu sagen. „Die Liebe freut sich nicht des Bösen, sie hat aber Freude an der Wahrheit." (1 Kor. 13-6.) Schön hat ein morgenländisches Volk dieses Wort in einer Christuslegende veranschaulicht. Der Herr, so sagt die Legende, habe einst auf der Straße einen Haufen Menschen angetroffen, die den Kadaver eines Hundes laut schwätzend umstanden. Während nun der eine von dem schäbigen Haar, der andere von seinem üblen Geruch und ein anderer wieder von einer anderen Häßlichkeit zu reden wußte, trat der Heiland heran, und siehe, er betrachtete das tote Tier und sprach: „Seht doch die schönen Zähne! Ja, nur Neid und Haß und Lieblosigkeit ist es, was die Luft mit Kritiken erfüllt.

Was aus dem Bösen kommt, das führt auch nicht zum Guten. Ist durch diese Milliarde tadelsüchtiger Worte, die gleich einer Staubwolke Tag für Tag, jahraus, jahrein uns umgeben, nur irgend etwas besser geworden? Kritik im öffentlichen Leben im Angesicht des Beklagten hat gewiß viel Gutes gestiftet und Schlimmes beseitigt — aber diese Kritik in privatem Gespräch, hinter dem Rükken des Besprochenen, hat seit Jahrtausenden der Welt noch nichts genützt. Noch nie ist irgendwer dadurch besser geworden — wohl aber schlechter. Schlechter wird vor allem der Tadler und Nörgler selber; jedes seiner Worte ist wie Staub, unter dessen zunehmender Schichte allmählich des Menschen Kostbarstes, seine Bruderliebe, erstickt. Man ist wieder ein Stücklein liebloser geworden, wenn solch ein Gespräch zu Ende ist, und wird sich vielleicht an das in der Nachfolge Christi erwähnte Wort erinnert fühlen: „So oft ich unter Menschen war, bin ich schlechter heimgekommen." Schlechter sind dann wohl auch die geworden, die solchen Reden gelauscht. Und wenn, wie es ja häufig geschieht, auch der Getadelte noch davon vernimmt, wird auch dieser nur noch erbitterter und liebloser werden. Die furchbare Gewohnheit liebloser Kritik, diese Staubwolke, die sich jeden Tag herabsenkt, erstickt nicht nur die Bruderliebe einzelner Menschen, sondern die Bruderliebe der christlichen Gesellschaft überhaupt. Wer da durch die Salons und durch die Arbeitsstätten unserer christlichen Welt geht, der möchte wohl mit bitterer Wehmut ein Wort wiederholen, das einst so wahr gewesen: „Seht, wie sie einander lieben!"

Um Licht

Erweck uns! Laß Licht werden und Kraft für den Tag, daß wir gehoben werden über die Grenzen unseres Seins, daß wir dich in allem wiederfinden, erkennen unsere Armseligkeit! — — — Bleibe in uns! Laß Maß halten und Ziel stiller Fahrt, daß wir nicht Halbe seien am Abend unserer Wanderung, daß wir brennenden Fackeln gleich alle eingehen in Dein ewiges Licht! Amen.

Der weisse Hirsch

Legende über St. Hubertus

Von Hubertus Steigerwald

Hoch über der zerklüfteten Aardysschlucht der Ardennen stand die fränkische Zwingburg des Herzogs Hubertus von Aquitanien. Von den Zinnen klang der Ruf der Hörner. Sie riefen nach Schützen, die schon seit Tagen im tiefen, dunklen Forst auf der Pirsch nach Sauen lagen, heim zu festlichen Gelagen.

Des Tagwerks müde, der reichen Beute froh und dem Rufe folgend, ließ der Ritter nun die Jagd verblasen. Sammelte die Gesellen um das Wild und setzte sich mit seinem Troß in Trab.

Mit Heißa, Hussa und Hörnerklang ritt der Jagdzug durch die Schlucht dem schäumenden Becher und knisternden Feuer entgegen.

„Ein weidgerechter Tag!" rief einer der Jagdgesellen dem Ritter zu, der auf feurigem Falben durch das Dickicht zog.

„Ein guter Tag, bin zufrieden mit dem Wild, das wir zur Strekke brachten. Besonders aber freut es mich, daß der weiße Wunderhirsch noch durchs Gehege zieht. Hab' immer Sorg', er könnte unter einen Pfeil, den ein gewissenloser Bube ihm aufs Fell schickt, eingehen."

„Keine Sorge, das fromme Tier gilt allen, die den Bogen spannen, heilig."

„Möcht' das Tier wie ein Kleinod bergen — doch sagt — wo bleibt das Jagdhorn — sind wir so weit dem Troß voraus?"

„Die Abendglocke des Bergfrieds gebietet Schweigen. Noch eine Kehre, und wir gewinnen die Aue, über der sich Eure Zwingburg stolz gen Himmel hebt, und kommen gerade noch zuweg, bevor die Nacht ins Tal sinkt."

„. . . und wir wieder einen Tag gealtert sind. Weiß Gott, bis heute war ich stets froh, wenn ich auf dem Söller saß und die Nacht hereindämmern sah. Doch heute, ich gestehe es offen, traure ich dem Scheiden der Sonne nach. Selten ritt ich so zufrieden durch den Forst. Frisch war der Morgen, die Jagd gerecht und munter und die Beute reich. Möcht' jagen immerzu und ohne Ende. Das war ein Gejaid! Frisch und tapfer kämpften wir. Ich empfinde Dank in mir und weiß nicht, wem ich es entgelten soll."

„Geduld, Herr — Volker mit der Leier und der Becher fehlen Euch. Sein Klirreklang im frohen Kreise macht Euch wieder munter."

Der Ritter zügelte das Pferd und lauschte: „Hört, Martell, sind das nicht Stimmen, die vom Söller uns der Abendwind herunterträgt? Ihr habt ein Falkenauge. Sind das nicht Banner meines Ohms von Heristal, die dort wehen?"

„Keine Banner, Frauen sind es, die uns mit bunten Tüchern winken."

„Frauen? Seit Floribona, meine Gattin, in der Gruft zu Aachen ruht, hörte ich keine Frauenstimme mehr vom Söller schallen."

Hubertus gab dem Pferd die Sporen, setzte sich in Trab und ritt, vom wütenden Geläute der hungrigen Bracken begleitet, über die Brücke in den Burghof ein. Geschmeidig und geschwind, gleich einem flinken Reh, sprang eine blondgelockte Frau auf den Ritter zu, der, mit dem Wurfspeer in der Hand, wehrhaft auf dem Rosse saß.

„Ysalinde" — rief der überraschte, — „und dort kommt Belinde! . . . Seid mir gegrüßt ihr schönen Frauen!" Sprach's und sprang wie ein Knabe aus dem Sattel. „Bis heute glaubte ich, ein weidgerechter Jägersmann zu sein, doch traun, das edle Wild war mir entwischt, hätte es sich nicht selber in meinen Hof verlaufen. Nochmals grüß' ich euch, Ysa und Belinde und die Mannen, die euch herleiteten und nun beim Würfelspiel sitzen. Doch dabei darf der Wein nicht fehlen. He, Vogt — tut Euren Keller, Eure Kammern auf, und ihr, Gesellen, hängt die Jagdbeute an den Spieß und laßt mir Zeit, die schönen Frauen zu umarmen!"

Hubertus nahm Ysa in die Arme und schritt mit ihr durch die weite, offene Halle auf das knisternde Feuer zu.

„Ich muß dich ansehen, Ysalinde, du bist so schön, so wunderschön. Es ist so lange her, daß wir am Rhein zusammen spielten, ich der Ritter und du meine Minne warst. Doch sag, warum hast du keinen Boten vorausgesandt, damit ich dir entgegenritt? Wie fandest du den Weg durch diese Wildnis?"

„Bin auf dem Weg an den Burgunder Hof und dachte mir, in einem tiefen Forst wirst du schon den wilden Jäger finden. Endlich fand ich Euren Bergfried, und am Tor vernahm ich schon, der Ritter sei wie üblich, vor Tagen schon zu Holz gezogen. Fehlt also, daß ihr Euch aus Moos im Tann die Raststatt richten laßt und mit dem Wurfspeer und der Bogensehne statt eines Weibes schlaft. Doch Spaß, Hubertus, ich komme von Eurem Sohne Floribertus, der Euch grüßen und herzlich bitten läßt, Ihr möget endlich heimkehren an den sonnigen Rhein. Die Mutter starb ihm früh, der Vater räubert durch die Wälder. Also kehrt heim zu Eurem Kinde."

„Nun kenn' ich zwei deiner Gründe . . . und der dritte . . .?"

Leuchtende, strahlende Augen ruhten auf dem fragenden Mund. Zu schelmischem Lächeln verzog Ysa die schmalen, durchbluteten Lippen. „Später!" hauchte sie.

Goldenen Wein, gewachsen an den Hängen der Loire, bot ein Page in silbernen Gefäßen. Vom Hof herüber klang die Leier und Belindes Sang. Die Begleitung und der Brummbaß stiegen aus den rauhen Männerkehlen, die vor vollen Humpen saßen.

„Später!" wiederholte nochmals Ysa, warf ein Holzscheit in die Glut, daß die Funken stoben, und zog den Ritter in die Halle, an die Tische, die sich unter der Last der Schüsseln bogen. Und als die Sterne hoch am Himmel zogen, war aus dem Mahl ein Fest geworden. Stimmen schwirrten, Becher klirrten, und der Jubel toste durch die Hallen wie ein Meer, das ferne brandet.

Die Tische, wie gesagt, sie bogen sich; und was die Schüsseln, die Humpen nicht vermochten, gelang den saftigen Worten, mit denen die wilden Jäger ihre Heldentaten rühmten.

„Sieben Sauen", schrie da einer, „ließ ich auf einen Speer anlaufen, ohne zu weichen und zu wanken!"

„Und ich", schrie jener, „schoß mit drei Pfeilen dreizehn Auerhähne!"

„Und ich lag auf einem Baumstamm überm Hohlweg und schlug mit einer Keule neun Wisente tot!"

Berward von Waldeck schrie dazwischen: „Kinder prahlen! Schlagt und stecht, soviel ihr wollt. Der gilt mir ein Held, der den Wunderhirsch mir fällt!"

„Genug bot Hubertus, „wer frevelnd sich vermißt, den weißen Hirsch zu fällen, bleibt vor meinem Degen nicht verschont!"

„Pah!" rief Berward, „ein räudig Wild — was sonst."

„Hüt dich, Bursche!" rief Hubertus und zog den Degen blank. „Selbst wenn's Papst und Kaiser wär', wollt' ich ihm den Weidgang wehren."

„Und mir, Hubertus, verweigert Ihr auch den weißen Hirsch? Auch dann, wenn ich Euch darum bitte?" forschte Ysa.

„Bist du von Sinnen?"

„Ich liebe Euch, Hubertus, und kam, um meine Morgengabe, das stolze Geweih des weißen Hirsches, aus Euren Händen zu empfangen!"

Unheimlich war die Stille in der Halle. Fern im Forst hörte man den Häher schreien. Hubertus stand, auf seines Schwertes Knauf gestützt, und übersah prüfend die Mannen in der Runde. Keinem traute er. Sie wichen seinen stolzen Blicken aus und schwiegen. Von ferne Volkers Leier klang.

Und nahe klang von neuem die süßbetörende Stimme an des erzürnten Ritters Ohr: „Schenkt mir den Hirsch, sein Wunderfell, den weißen Zaubermantel, der herrlicher als der Berge Neuschnee von meinen Schultern fallen wird. Kein Königsmantel, kein Hermelin der Welt kann schöner sein. Schenkt mir das Tier, und ich will dafür sorgen, daß Euer Becher niemals leer wird, will zu der Leier tanzen, singen und im weißen, leuchtenden Gewand auf munterem Rappen durch die Lande reiten und den Meisterschuß der wilden Jagd besingen!"

„Bin ich ein Mörder?" schrie Hubertus und warf sein blankes Schwert vor Ysas Füße.

„Nicht so, Hubertus — nicht zürnen — schaut, nehmt den Becher — trinkt — so — bis auf den Grund — das kühlt — beruhigt — und nun nehmt das Schwert"; und zu den Mannen sprach sie weiter: „Am Hof zu Aachen rühmt man den Hirsch, doch sagt man, sei kein Jägersman der ihn zur Strecke brächte. Lebt denn Hubertus, der stolze, wilde Jäger, nicht mehr, fragt man allerorten. Seit er kein Weib mehr in den Armen halte, fehle ihm der kühne Mut — so spricht man dort. Schmach tut man meinem Ritter an, und ich kann's nicht wehren. Doch ich versprach, das stolze Geweih des Hirsches in einem Ritt nach dem Kaiserhof zu tragen und allen zu verkünden: „Hubertus warf den Wunderhirsch!"

Des Ritters Hände bebten, als er nach dem Becher langte, um ihn immer wieder in einem Zuge zu leeren. Ein Weib, Ge-

spielin seiner Kindheit, höhnte und beschämte ihn öffentlich vor seinen Gästen, seinen Mannen. Trotzig ballte er die Fäuste und schritt klirrend durch den Saal.

Ysa fand den Ritter auf dem Söller: „Bitte laß die Pferde satteln. Ich gedenke zur Stunde noch zu reiten."

„Du bleibst!"

„Nein ich verlange nicht, daß Ihr mit den Männern um mich kämpfen sollt. Um einen täglich gewohnten Weidgang bat ich, und den verweigert Ihr. Laßt mich nun ziehen!"

„Laß mir drei Tage Zeit, geh in den Saal zum Fest zurück. Geh!"

Fackeln sprühten, Stimmen gellten durch den Saal der trunkenen Mannen. Der Ritter zog den Falben aus dem Stall, band die Leithunde von der Koppel, schulterte den Bogen und ritt durch eine Seitenpforte in die Schlucht hinab, über die gespensterhaft der Schein des Mondes huschte.

Unheimlich war die Nacht und voller Raunen. Wo das Mondlicht durch die Zweige auf das Wassergerinnsel fiel, sich darinnen spiegelte, schien ein silberner Pfeil durch die Finsternis zu Tal zu deuten. Ihm folgte das unruhige Pferd.

Der Ritter saß wie aus Erz gegossen: „Will euch meinen Mut beweisen und zeigen, daß noch echtes, wildes Jägerblut durch meine Adern rollt."

Nachtvögel, Käuze schrien, und flüchtend Wild zog raschlig durch das Dickicht. Plötzlich stand das Pferd und war mit keinem Wort, keiner kosenden Gebärde zu bewegen, den Ritt fortzusetzen. Sturmwind fiel ein und peitschte das krachende, splitternde dürre Astholz. Hubertus schauderte zusammen, denn da stob der Leitstier einer Auerherde durchs Gehölz auf Hubertus zu. Mit tief gesenkten spitzen Hornern und schaumsprühenden Nüstern stürmte das wütende Tier den Reiter an.

Hubertus gab dem Pferd die Sporen, sprang aus dem Sattel und versuchte es mit aller Gewalt vorwärts zu reißen. Auch das war vergeblich. Schon sah er, wie das Pferd von den mächtigen spitzen Hörnern aufgespießt wurde und in weitem Bogen durch die Luft flog, wenn es nicht noch in letzter Sekunde lospreschen würde.

Er stand ohne Wurfspeer verzweifelt und verloren.

Da geschah das Wunder. Trat plötzlich der weiße Wunderhirsch aus dem Dickicht und stand stolz und majestätisch mit mächtigem, leuchtendem Gestänge. Die Glorie des Zauberglanzes blendete.

Gleich einem Lichtdom, aufgebaut aus tausend Kerzen, schien die mitternächtliche Schlucht in feierliches Licht getaucht.

Gleich Orgelpfeifen standen die schlanken Buchenstämme, und eine seltsam klingende Musik rieselte von den rauschenden Zweigen.

Hubertus konnte dem klaren, forschenden Blick des Wundertieres nicht mehr länger widerstehen. Wie vor einer Gottheit beugte er unwillkürlich seine Knie.

Myriaden funkelnder Tautropfen fielen blinkend wie Kristalle rings ins grüne Moos. Das dünne, silberne Klingen einer Morgenglocke schreckte ihn aus seinem Sinnen, und er erkannte den verborgenen Winkel eines Eremiten, das Kreuz, unter dem still und stolz der Hirsch vorbeizog. Rehe schritten äsend durch den Forst, in der Suhle tummelte sich friedlich die stattliche Auerherde, und stolze Adler zogen mit weitgespreizten Schwingen ihre Kreise. Der Forst — ein Paradies der Kreatur.

Hubertus nahm sein Pferd am Zügel und legte vor dem Kreuz seinen Bogen mit den Pfeilen nieder und gelobte, dem edlen Wild auf freier Bahn stets ein guter Freund zu sein, es zu hegen und zu pflegen und Sorge zu tragen, daß alle, die den Bogen führen, das edle Weidwerk pflegen, dem Forst und dem Getier mit Liebe nahen. Das war sein Ziel, dem er sich nun verschwor.

Aus des alten Eremiten Händen nahm er Waffen und Brot als Morgenlabe und ritt gen Münster, der Bischofsstadt, zu seinem Sohn. Von Hof zu Hof, von Burg zu Burg will er nun die Kunde tragen, um das Weidwerk, wie er's versprach zu hüten.

Von den fernen Zinnen seiner Zwingburg vernahm er noch den Ruf der Hörner, das Gebell der Meute, die man losgelassen hatte, ihn zu suchen. Bunte Tücher leuchteten in der goldenen Morgensonne. Frauen! — dachte der waffenlose Jägersmann — Frauen! — und ritt stolz seines Weges dahin.

In kranken Tagen wissen wir besser, was wir sind, als wenn wir uns der Gesundheit erfreuen! . . . Glücklich sind wir zu preisen, wenn wir den Schatz entdecken, der in Krankheiten verborgen liegt.

„Besser ist's, es bitten dich die Kinder, als daß du blicken mußt auf deiner Kinder Hände."

(Bibel—Sirach)

Zartgefühl gegen Gebrechliche

Von W. Funk

Wessen Herz wird nicht von Mitleid bewegt, wenn er auf der Promenade in der Stadt, oder wo immer es sei, einem armen unglücklichen Menschenkinde begegnet, das mit irgend einem körperlichen Gebrechen belastet ist? Wie traurig ist der Anblick eines bresthaften oder vollständig gelähmten Menschen, wie schmerzlich berührt uns das Gebaren eines Taubstummen, und wie trost- und hoffnungslos starren uns die leeren Augen eines Blinden entgegen!

Gesundheit ist Reichtum! Wie gern unterschreiben wir da diesen Ausspruch, wenn wir solches Elend gesehen haben, und wie danken wir Gott in unseren Herzen, daß er uns bisher vor gleichem Leid bewahrt hat! Es muß ein ganz außerordentlich roher und brutaler Mensch sein, der es fertig bringt, über so einen Unglücklichen zu lächeln und zu spotten oder ungerührt an ihm vorüberzugehen. Es gibt leider auch gedankenlose Kinder, denen von den Eltern nicht die Ungehörigkeit ihres Benehmens klargemacht wurde, die in ihrem Unverstande einen solchen Armseligen auslachen und verhöhnen. Kinder sind oft hart und grausam, wenn es versäumt worden ist, ihr Mitleid zu wecken. Man muß die kleinen Unvernünftigen beizeiten auf die äußeren Gebrechen ihrer Mitmenschen aufmerksam machen, ihnen vorstellen, wie schrecklich es ist, blind, lahm, taub oder stumm zu sein, und ihnen zu Gemüte führen, daß diese Armen unsere Liebe und unser Mitleid doppelt verdienen. Und das ist in einem gutgearteten Kind sehr leicht zu wecken. Das Kinderherz ist so weich und rein wie eine weiße Wachstafel, und die Worte, die wir auf diese Tafel schreiben, bleiben bestehen, bis Gott sie wieder auslöscht.

Es gibt aber noch etwas, was wir nicht nur unseren Kleinen verbieten sollen, sondern was auch wir Großen zu tun vermeiden müssen; und leider geschieht das nicht immer. Diese armen Leidenden, denen schon eine so schwere Bürde auferlegt wurde, können kein aufdringliches Mitleid ertragen. Wie oft aber begegnet man neugierigen Augen — in denen ja vielleicht auch ein Ausdruck des Mitleids liegt — die angelegentlich die ihnen begegnenden gebrechlichen Menschen betrachten. Versetzt euch doch einmal an die Stelle des Betreffenden, der in vielen Fällen neben dem schwachen Körper auch eine krankhaft empfindliche Seele besitzt, und fühlt dann aufdringliche Blicke auf euch ruhen, die mit unverhohlenem Grauen und peinlicher Neugier euer Gebrechen betrachten. Glaubt ihr nicht, daß alle diese armen Menschen genau dieselbe Lebenssehnsucht, denselben Durst nach Liebe und Schönheit haben wie wir Gesunde, und daß alle diese Gefühle in ihnen unter einer feinen, zarten Decke schlummern, die sich bei dem leisesten rauhen Hauche bewegt und sie aufwachen läßt?

Wie viele schlaflose, kummervolle Nächte mag solch ein armer Mensch durchgekämpft, wie viele heimliche Tränen geweint haben, ehe er sich durchgerungen hat zu der Erkenntnis, daß für ihn nicht alle diese Freuden blühen, die einem Gesunden wie etwas Selbstverständliches in den Schoß fallen? Mit solchen Menschen muß man doppelt zart, doppelt behutsam und liebevoll umgehen, darf sie niemals durch neugierige Blicke oder unzarte Fragen verletzen. Man darf ihnen aber auch kein Mitleid zeigen; das würde ihnen gleichfalls wehe tun. Gar nicht beachten darf man ihre Gebrechen, und geht man auf der Straße an ihnen vorüber, dann soll man sie nicht ansehen, als wäre etwas Besonderes an ihnen; auch muß man ihren oft forschend auf uns gerichteten Augen ruhig begegnen, damit sie kein Erschrecken, kein Zurückweichen an uns bemerken. Führt uns das tägliche Leben mit ihnen zusammen, so laßt uns geduldig die Schwächen und Launen ertragen, die sehr oft die Begleiterscheinungen ihrer Leiden sind; laßt uns immer daran denken, daß wir unendlich viel reicher, unendlich viel bevorzugter sind als sie, und daß wir nicht zart und nachgiebig genug sein können, um ihnen nur einigermaßen die schwere Last tragen zu helfen.

„Die Frommen gründen tief." Sprüche 12,12

„Der Fromme steht auf ewig festem Grund."
Sprüche 10,25

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Fortsetzung

Eines Abends, als eben die Suppe für die Gefangenen in den irdenen Geschirren auf dem Tragbrette bereit stand, sagte der Torwärter zu Rosa:

„Du, Röse, komm' mit! Morgen muß ich in Geschäften meines gestrengen Ritters verreisen. Ich will dir die Gefängnisse zeigen; du mußt nun den Gefangenen das Essen bringen. Mein Weib hat wenig Zeit und noch weniger Lust dazu."

Er nahm das Brett, auf dem die Geschirre standen, in die eine und den rasselnden BundSchlüssel in die andere Hand und ging durch einen langen, dunklen Gang voran.

Es kam für Rosa sehr unerwartet, daß sie in wenigen Augenblicken ihren Vater sehen sollte. So groß ihre Freude auch war, so empfand sie doch eine Art von Schrecken. Sie war ganz erschüttert. Mit klopfendem Herzen folgte sie dem Torwärter durch den dunklen Gang. Sie war indes bald wieder gefaßt und nahm sich vor, sich in Gegenwart des Torwärters ihrem Vater nicht zu erkennen zu geben. „Denn," dachte sie, „wenn das Geheimnis, daß ich seine Tochter sei, entdeckt würde, so würde man mir die Schlüssel zu seinem Gefängnisse gewiß nicht anvertrauen."

Der Torwärter blieb an einer kleinen Öffnung, die sich in der dicken Mauer befand und mit einem eisernen Lädchen verschlossen war, stehen und schloß das Lädchen auf. Rosa sah ängstlich und bebend hinein. Ein Mann mit verwildertem Haare und Bart und einem schrecklichen Blick saß in dem düsteren Kerker.

„Der," sagte der Torwärter, „war ein tapferer, rüstiger Kriegsmann. Aber die Spielsucht und das verwünschte Saufen verleiteten ihn, aus einem edlen, tapferen Krieger ein Straßenräuber zu werden. Ich möchte den Lohn, der auf ihn wartet, nicht mit ihm teilen."

Er gab ihm die Wassersuppe hinein und schloß wieder zu.

Hierauf öffnete er ein anderes Fensterlädchen. Rosa erblickte in dem dunklen Gewölbe eine totenbleiche weibliche Gestalt in schweren Ketten, mit zerzausten Haaren, eingefallenen Wangen und Augen voll unbeschreiblicher Schwermut.

„Diese," sagte der Torwärter, indem er die Suppe hineinstellte und das Lädchen wieder zuschloß, „war einst ein Mädchen, schön wie ein Engel. Wenn sie nur auch unschuldig geblieben wäre wie ein Engel! So aber lief sie heimlich den bösen Gelegenheiten nach und jetzt ruht ein schwerer Verdacht auf ihr, sie sei eine Kindsmörderin. Wenn es so ist, so wird sie mit dem Schwerte hingerichtet. Die Verzweiflung macht sie manchmal fast rasend. Die Verja die Tür ihres Gefängnisses nie. Sie könnte dir ein Leid antun und ausreißen."

„Nur zu diesem allein dürfen wir hineingehen," sagte der Torwärter und öffnete eine eiserne Tür. „Er ist ein guter Mann, sanft und fromm wie die Geduld. Es ist Ritter Edelbert von Tannenburg."

Die arme, bebende Rosa hätte ihn aber nicht mehr erkannt. Er war sehr bleich und hager und hatte einen langen Bart. Seine Kleidung war abgetragen und unscheinbar. Er saß auf einem steinernen Sitze, an den er mit einer langen Kette, so daß er in dem Kerker umhergehen konnte, angeschlossen war.

Der Tisch daneben war aus einem einzigen groben Steine gehauen. Ein irdener Krug, neben dem etwas trockenes Brot lag, stand darauf. Der gute Ritter hatte den linken Arm auf den Tisch gestützt und hielt mit der Hand die Stirn. Die rechte bot er wehmütig seinem Kerkermeister dar. Neben dem Tische stand eine uralte Bettlade von wurmstichi-

gem Holze. Etwas Stroh und eine grobe Wollendecke dienten zum Bette. Das ganze Gefängnis war sehr schauerlich anzusehen. Mauern und Gewölbe sahen ganz schwarzgrau aus. Ein einziges schmales und stark vergittertes Fenster befand sich in der dicken Mauer. Der größte Teil der kleinen, runden Fensterscheiben war von außen mit Schutt verschüttet; die übrigen Scheiben waren mit Nesseln überwachsen, so daß nur etwas grünliches Licht in diese düstere Gruft fiel und sie noch schauerlicher machte.

„Ritter," sagte der Torwärter, „morgen wird euch mein Dienstmädchen die Kost reichen. Ich muß in Geschäften verreisen."

Edelbert betrachtete Rosa. Ihr Anblick erinnerte ihn sogleich an seine Tochter; indessen kannte er sie nicht.

„Mein Gott," seufzte er und Tränen kamen ihm in die Augen; „von dieser Größe und in diesem Alter ist meine Rosa auch. Ach könnet ihr mir denn gar nichts von ihr sagen, lieber Kerkermeister? Habt ihr denn noch keine Kunde von ihr eingezogen, wo sie sei und wie es ihr gehe? Ich habe euch ja schon hundertmal darum gebeten."

Der Torwärter sagte: „Der liebe Gott im Himmel weiß, wo sie ist! Denn von den Menschen vermag keiner auszuspähen, wo sie hingekommen ist."

„Ach, Gott," sagte Edelbert, „so hat denn nicht ein einziger von den Rittern die sich meine Freunde nannten, sich meiner Tochter erbarmt und sie in seine Burg aufgenommen!"
— Edelbert dachte jetzt wohl an seinen getreuen Burkhard. Er hoffte, Rosa werde bei ihm sein. Er wollte es sich aber nicht merken lassen, um den guten Burkhard, dem Kunerich sehr feind war, nicht unglücklich zu machen.

„Nur dieses noch," dachte er seufzend, „laß mich sicher erfahren, lieber Gott, ehe ich in diesem Kerker sterbe, dann will ich meine Augen in Frieden schließen." — „O, ihr glaubt nicht, lieber Kerkermeister," sagte er hierauf, „was für ein liebes, gutes Kind meine Rosa war, wie sie mich liebte, wie sie mir alles tat, was sie mir nur immer an den Augen absehen konnte. Sie machte mir nichts als Freude. Nun, wo sie auch sein mag, es wird ihr wohlgehen!"

Rosa, die bisher nur Schrecken über das schauerliche Gefängnis und das bleiche Aussehen ihres Vaters empfand, fing jetzt an zu weinen und zu schluchzen. Bald wäre sie ihrem Vater um den Hals gefallen und nur mit Mühe hielt sie sich zurück.

Edelbert verwunderte sich, sie so gerührt zu sehen, und sagte: „Ist dir vielleicht erst kürzlich dein Vater oder deine Mutter gestorben, daß du gar so trostlos weinst?"

Rosa konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen, ihre Mutter sei schon länger gestorben; ihr Vater lebe zwar noch, es gehe ihm aber sehr hart.

„Nun," sprach Edelbert, „Gott wolle sich über ihn erbarmen! — Du hast aber ein sehr weiches Herz, liebes Kind! Gott bewahre es vor Verführung"!

„Es ist wahr," sagte der Torwärter zu Rosa, „du bist gar zu weichherzig! Weine nicht so, sonst kann ich dir dieses Geschäft nicht überlassen." — „Übrigens," fuhr er gegen Edelbert fort, „ist sie ein gutes Kind. So fromm, so fleißig, daß man wohl zehn Meilen in der Runde kein besseres Mädchen finden kann. Und wie lieb sie meine Kinder hat und was sie an ihnen tut, das können ich und mein Weib gar nicht genug rühmen."

Edelbert blickte Rosa freundlich an.

„Gott segne dich, liebe Tochter!" sagte er und bot ihr die Hand. „Bleib immer ein gutes Kind, bete fleißig und vertraue auf Gott! — so wird deinem Vater gewiß geholfen und er erlebt noch große Freude an dir."

„Das gebe Gott!" sagte Rosa mit gebrochener Stimme, küßte ihm die Hand und ihre heißen Tränen fielen darauf.

Es war gut, daß der Kerkermeister ging; denn länger hätte Rosa sich nicht mehr halten können. Sie wußte nicht, wie sie zum Kerker hinauskam. Mit wankenden Tritten ging sie durch den langen Gang zurück und mußte sich an den Mauern halten, damit sie nicht umsank.

Elftes Kapitel.

Rosa gibt sich ihrem Vater zu erkennen.

Rosa brachte den Abend mit sehr traurigen Gedanken zu. Die bleiche Gestalt ihres geliebten Vaters, mit Ketten beschwert, schwebte ihr immer vor Augen. Sein Elend ging ihr durch die Seele und nur die nahe Hoffnung, sich ihm zu entdecken und sein Elend zu erleichtern, linderte ihren Schmerz ein wenig. Sobald sie nach verbrachtem Tagewerk in ihre Schlafkammer trat, flehte sie mit heißen

Tränen zu Gott, er wolle ihr ferner beistehen und ihrem armen bedrängten Vater durch sie Trost und Erquickung bereiten. Sie legte sich hierauf schlafen; allein sie konnte fast bis Mitternacht kein Auge schließen.

Nach ein Uhr wurde sie von der Torwärterin schon wieder geweckt. Der Torwärter wollte bis zwei Uhr fort. Rosa sollte ihm zuvor eine Suppe kochen. Sie schürte Feuer an und machte die Suppe. Der Torwärter aß, lobte Rosas Kochkunst und versprach ihr von der Reise etwas mitzubringen, wenn sie ihr Geschäft gut machen würde. Sodann schwang er sich auf sein Roß und ritt zum Burgtore hinaus. Die Fallbrücke wurde wieder aufgezogen und die Torschlüssel durch einen Kriegsknecht dem Ritter Kunerich überbracht, der sie nachts immer selbst in Verwahrung nahm.

Die Torwärterin war wieder schlafen gegangen. Rosa befand sich in der einsamen Torstube allein. Leise und sorgsam löste sie nun den Schlüssel zu dem Gefängnisse ihres Vaters, den sie sich wohl gemerkt hatte, aus dem Bunde heraus, nahm die alte Laterne des Kerkermeisters, die neben dem Schlüsselbunde in dem Kasten hing, und ging damit in ihre Kammer. Jetzt, da alles im Schlosse wieder ruhig und still war, stellte sie ihr kleines Öllicht in die Laterne, bedeckte sie mit ihrer Schürze und schlich unhörbar durch den langen, schauerlichen Gang zu dem Gefängnisse ihres Vaters. — Sie öffnete, so still als möglich die Tür.

Und sieh' da, Edelbert saß mit ineinandergeschlungenen Armen auf dem Steine neben dem Tische. Er verwunderte sich, als er bei dem braungelben Scheine der Laterne das Dienstmädchen des Torwärters zu erkennen glaubte.

„Bist du's, gutes Kind?" sagte er. „Was willst du hier so spät in der Nacht oder vielmehr so früh am Morgen? Es ist noch nicht lang, daß der Wächter zwei Uhr gerufen hat."

„Vergebt," flüsterte Rosa, "daß ich euch störe. Doch wie ich sehe, habt ihr auch nicht geschlafen. Ich möchte gern allein mit euch reden; deshalb komme ich zu dieser nächtlichen Stunde."

„O, mein Kind," sagte Edelbert, „das ist gefährlich. Das könnte dir böse Händel bringen. Ein wackeres Mädchen sollte überhaupt zu dieser Stunde gar keinen Fuß über die Schwelle ihrer Kammer setzen."

„Seid ohne Sorgen," sagte Rosa. „Alles im Schlosse, der Turmwächter und der Hahn ausgenommen, liegt im tiefen Schlafe. Nicht ohne Überlegung und Gebet komme ich hierher. Gott leitete meine Tritte; er ist gewiß mit mir. Nur ein paar Wörtchen möchte ich mit euch reden. Euer Jammer um eure Tochter geht mir so zu Herzen, daß ich nicht schlafen kann; ich komme euch Nachricht von ihr zu geben."

„Von meiner Rosa!" sagte er schnell. „O Gott! wenn das wäre, so wärest du, liebes Kind, mir willkommen wie ein Engel des Himmels, der meinen Kerker besuchte. Sag' an — sag' — kennst du sie? Hast du sie gesehen? Hast du selbst mit ihr geredet? Ist sie gesund? Geht's ihr wohl? O, rede, rede!"

„Ich kann euch die sicherste Nachricht von ihr geben," sprach Rosa. „Da seht! — Kennet ihr diese goldene Kette? Diese goldene Münze?"

„Gott im Himmel!" rief Edelbert und griff mit zitternden Händen danach.

„Das ist ja die goldene Denkmünze, die ich meiner Rosa in der Stunde des Abschiedes zum steten Andenken gegeben habe. Ich habe ihr sehr nachdrücklich befohlen, dieses kostbare Geschenk nie aus den Händen zu lassen. Du mußt sehr gut mit ihr bekannt sein, liebes Kind, und sie muß sehr viel auf dich halten, daß sie es dir anvertrauen konnte. Gewiß tat sie das nur, damit ich dir leichter glaube, und die Nachrichten, die du mir von ihr bringst, sind gewiß sehr wichtig."

„Sie gab es nie in fremde Hände, lieber Vater." sprach jetzt Rosa; „sieh' — ich bin Rosa, deine Tochter!"

„Du?" rief Edelbert erstaunt. „Betrüge mich nicht! Meine Tochter war, was ihr Name sagt, eine blühende Rose, und du — du, nein, du bist es nicht!"

Rosa hatte, bevor sie zu ihrem Vater ging, ihr Angesicht von der entstellenden braunen Farbe sorgfältig mit Seifenwasser gereinigt. Sie nahm jetzt das helle Öllichtlein aus der düsteren Laterne heraus — und sieh' da, ihr sanftes, holdes Angesicht war lieblicher und schöner als es der Vater je gesehen hatte: weiß und rötlich gleich einer zarten Lilie im pupurnen Morgenscheine. Ihre braunen Locken schwebten in Ringeln um ihr Haupt. Tränen schimmerten in ihren Augen, obwohl sie mit der Freundlichkeit eines Engels lächelte.

„Rosa, du?" rief jetzt der Vater außer sich und die goldene Kette entfiel seinen Händen. „Du hier? O, komm' in meine Arme! Da ich dich wieder habe

— jetzt mag dieser feste Bau von schweren Quaderstücken über mir zusammenstürzen; ich achte es nicht!"

Er schloß sie in seine Arme und benetzte ihr Angesicht mit Tränen und auch sie weinte lang an seinem Halse.

„Vater! Vater! liebster Vater!" war alles was sie hervorbringen konnte.

„Aber sage mir doch, liebste Rosa," sprach der Ritter, „wie kommst du hierher? Enthülle mir doch dieses Geheimnis. Welches schreckliche Schicksal hat meine Rosa so tief erniedrigt, die geringste Dienstmagd, die Dienerin des letzten Dieners in diesem Schlosse zu werden?"

Rosa erzählte dem Vater ihre ganze Geschichte, wie freundlich sie der redliche Köhler im Walde aufgenommen, wie sie immer so bekümmert um ihren Vater gewesen, wie sie auf den Gedanken gekommen, als Köhlermädchen gekleidet in die Dienste des Kerkermeisters zu treten, und wie schmerzlich sie sich nach dem seligen Augenblicke gesehnt, ihn wiederzusehen.

„Und nun," sprach sie am Ende ihrer Erzählung, „hat Gott mein Gebet erhört, meinen herzlichsten Wunsch erfüllt, mir Gelegenheit verschafft, dich, bester Vater, öfter zu sehen, mit dir zu sprechen, dir allerlei kleine Dienste zu erweisen. O, ich bin die glücklichste Tochter! Mein ganzes Leben soll ein lauteres Dankgebet sein!"

Der Vater blickte weinend zum Himmel. „Ach," sagte er, „nicht die glücklichste, aber die beste Tochter bist du. Ich bin der glücklichste Vater. Wie oft schmerzte mich mein hartes Schicksal, daß ich die goldene Kette hier mit der eisernen vertauschen mußte! Aber jetzt danke ich dir, o Gott, für diese Schickung! Ohne diese Schickung hätte ich das Herz meiner Tochter nie so kennen gelernt. Ich meinte, wie glücklich ich sei, als der Kaiser mir diese goldene Kette umhängte. Allein, jetzt mit dieser eisernen Kette beschwert, die meinen Fuß längst wund gedrückt hat, bin ich glücklicher als damals. Ich fühle sie nicht mehr. Ich gäbe diesen Augenblick, da ich dich in meinen Armen halte, nicht für alle Schätze der Welt!"

„Doch," fuhr der Vater fort, „wir wollen den Wert der Denkmünze an der goldenen Kette nicht ganz verkennen.

Sieh, liebste Rosa, jetzt gehen ihre erfreulichen Sinnsprüche an uns in Erfüllung.

Gottes Auge wachet über uns! Er bewahrte dich und führte dich unschuldig und gut wieder in meine Arme. Er, dessen Blicke sich von keiner Mauer abhalten lassen, schaute in meinen Kerker und erbarmte sich meines Elendes. Er bereitete uns mitten in diesem schrecklichen Kerker diese Augenblicke.

Gott ist mit uns. Dieser Ritter wollte gegen uns sein, allein er war nur ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, mir diese Freude zu bereiten.

Im Kreuz ist Heil. Durch Leiden führt Gott zu den edelsten Freuden. Dies fühlte, dies erfahre ich jetzt schon. Kunerich mag, wenn er bei rauschender Musik, bei Trunch und Tanz die Nächte durchschwärmt, mich wohl für höchst elend halte; allein, laß den Jubel der Trompeten und das Geschrei der Zecher bis in meinen Kerker herabschallen — wie ich's oft noch um Mitternacht hören mußte — ich tausche nicht mit ihm. Bei Wasser und Brot, hier unten in diesem dumpfen Gefängnisse bin ich glücklicher als er oben in den Prachtzimmern des Schlosses, bei köstlichem Weine in goldenen Pokalen und bei ausgesuchten Speisen auf silbernen Tellern. Denn die Kette ist noch nicht geschmiedet, die den freien Geist fesseln und zurückhalten könnte, sich zu Gott aufzuschwingen und jeden Augenblick sein Glück in ihm zu suchen und zu finden.

O, meine Rosa! wohl dir, daß du früh erfährst, was Kreuz und Leiden ist, daß du in den Stunden der Nacht, die andere bei Spiel, Tanz und Lärm zubringen, lieber deinen bedrängten Vater im Gefängnisse aufsuchst! Durch Leiden wirst du vor den Gefahren des Lasters bewahrt und lernst die Schönheit der Tugend kennen. Bleibe ferner gut! Halte dich an Gott und befolge alle seine Gebote sowie das vierte. Verachte die falschen Freuden der Welt und dulde ihre Leiden — und du wirst glücklicher sein als wärest du auf den prächtigsten Thron erhoben!"

Rosa versprach ihrem Vater, innigst gerührt, alles getreu zu befolgen und gab ihm die Hand darauf. Sie löschte nun ihre Öllampe und eilte fort; denn eben verkündete das Horn des Turmwächters den anbrechenden Morgen.

Zwölftes Kapitel.

Rosa erleichtert das Elend ihres Vaters.

Rosa, von Angesicht und Gestalt nun wieder ganz das bräunliche Köhlermädchen, hatte sich mit der Torwärterin und den zwei Kindern kaum an den

Tisch gesetzt, um die Morgensuppe zu essen — da trat ganz unvermutet Ritter Kunerich sehr stürmisch und eilfertig in die Stube. Rosa hatte keinen geringen Schrecken. Seit sie hier diente, war der Ritter nicht in die Torstube gekommen. Was konnte sie anders denken, als sie sei verraten?

Kunerich sprach mit befehlender Stimme: „Von nun an habt ihr euch um das Burgtor nichts mehr zu kümmern. Ich werde es von vier meiner Kriegsknechte besetzen lassen. Ihr beide aber begebt euch auf der Stelle in die Schloßküche, dort zu helfen. Denn heute und morgen bekomme ich viele Gäste."

Nun wurde es Rosa wieder leichter um das Herz. Ritter Kunerich hatte wohl gesehen, wie heftig sie erschrocken war. Er glaubte aber, ihr Schrecken rühre von der übergroßen Ehrfurcht her, die sie vor ihm habe. Er lächelte selbstgefällig und blickte sie — das erstemal seit sie in Fichtenburg war — nicht ganz unfreundlich an; denn er hatte nichts lieber, als wenn die Leute ihn recht fürchteten und vor ihm zitterten.

Rosa ging mit der Torwärterin an die gewiesene Arbeit. Schon auf Mittag kam ein benachbarter Ritter, namens Theobald, mit großem Gefolge an; am folgenden Tage kamen Siegbert, ein anderer sehr tapferer Ritter, und viele Reisige, wie man damals die reitenden Krieger nannte, begleiteten ihn. Beide waren Kunerichs gute Freunde und Bundesgenossen. Beinahe stündlich rückte viel Volk, teils zu Fuß teils zu Pferd, in Fichtenburg ein. Nicht nur das eigentliche Schloßgebäude, in dem Ritter Kunerich wohnte, sondern auch die Nebengebäude, die den geräumigen Schloßhof umgaben, waren voll Kriegsleute. Sie zündeten abends im Hofe große Feuer an und kochten, aßen und tranken und verursachten einen großen Lärm. Rosa begriff sehr wohl, was dieses alles zu bedeuten habe; sie hatte schon bisweilen dergleichen Zurüstungen zum Kriege erlebt.

Wirklich trat auch, da sie eben abends spät den zwei Kindern zu essen gab, die Torwärterin totenbleich in die Stube und rief, indem sie die Hände über den Kopf zusammenschlug: „Kinder, betet! Es ist Krieg. Euer Vater der die Leute aufbot und eben heimkam, muß auch mit fort. Morgen in aller Frühe brechen sie auf."

Am folgenden Morgen, bevor sich die Tageshelle zeigte, wurde zum Aufbruche geblasen. Der Torwärter, der einer von des Ritters tapfersten Kriegern war, hatte sich schon gewappnet. Im eisernen Harnische und mit dem Schwert an der Seite, die eherne Pickelhaube auf dem Kopfe und den Spieß in der Hand, nahm er Abschied von Weib und Kindern. Mutter und Kinder weinten und Rosa weinte so herzlich mit, als wäre sie auch seine Tochter. Er ermahnte sein Weib und seine Kinder, alle Tage für ihn zu beten.

„Bete auch du für mich, fromme Röse," sagte er, „daß ich Weib und Kind wiedersehen möge!"

Die fremden Ritter, alle prächtig gerüstet, die Reisigen mit blanken Schwertern, das Fußvolk mit langen Picken (Spießen) bewaffnet, zogen geordnet zum Tore und über die Fallbrücke hinaus. Kunerich war der Letzte des Zuges.

Er übergab, als alle hinaus waren, die Torschlüssel dem alten Burgvogte und sprach: „Du alter Getreuer, behalte diese Schlüssel nun bei Tag und bei Nacht in deiner Verwahrung. Ohne daß du selbst wenigstens mit zwei von meinen Kriegsknechten, die zur Besatzung zurückbleiben, dabei bist, darfst du niemand weder herein- noch hinauslassen. Dafür birgst du mir mit deinem alten, grauen Kopf."

Er gab dem Pferde den Sporn und sprengte über die donnernde Fallbrücke. Sogleich wurde die Brücke aufgezogen und das Tor verschlossen und verriegelt.

Rosa und die Torwärterin hatten, nachdem die vielen Leute fort waren, den ganzen Tag sehr viel Arbeit, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Am Abende sagte die Torwärterin zu Rosa: „Morgen früh will ich mit meinen zwei Kindern meine alte Mutter in dem nächsten Dorfe heimsuchen. Denn von dem Kriegsgetümmel ist mir der Kopf ganz voll und von dem Abschiede das Herz wund. Dieser Besuch wird mich ein wenig aufheitern. Vor dem späten Abend komme ich nicht heim; denn der Weg ist für die Kinder ziemlich weit. Du kannst morgen auch ausruhen; das Schloßtor geht dich jetzt nichts mehr an. Vergiß nur das Essen für die Gefangenen nicht und sorge dafür, daß du auch uns wenn wir heimkommen, ein gutes Abendessen vorsetzen kannst."

Wer war nun glücklicher als Rosa? Sie dachte an keine Ruhe. In den verflossenen Tagen konnte sie wegen vieler Arbeit ihren Vater nur auf wenige Augenblicke sehen; jetzt konnte sie ihm, was ihre kühnsten Wünsche übertraf, einen ganzen Tag widmen. Sie hatte sich schon lange her alles ausgedacht und alles war schon vorbereitet, ihm sein Elend

erleichtern. Vor allem war sie darauf bedacht gewesen, ihn mit frischem, weißem Zeug zu versehen. Sie hatte von der feinen Leinwand, die ihr die Köhlerin schenkte, einige Hemden gemacht und in den wenigen freien Stunden, die ihr bei ihrem harten Dienste übrig blieben, oft noch um Mitternacht daran genäht. Ebenso hatte sie von dem Garn, das sie selbst gesponnen, einige Paar Strümpfe für ihn gestrickt. Sie eilte nun zu ihrem Vater und brachte ihm die neuen Hemden und Strümpfe; sie stellte ihm ein großes Geschirr mit lauem Wasser nebst Seife und Handtuch in sein Gefängnis; auch gab sie ihm den Schlüssel, seine Ketten abzulegen.

Dem guten Edelbert, der die Reinlichkeit überaus liebte, war dies eine große Wohltat, nach der er sich lange vergebens gesehnt hatte.

„Ich fühle mich wie neugeboren!" sagte er, als Rosa nach einer Stunde wiederkam, das Waschgeschirr zu holen.

„Nun mußt du doch wieder einmal frische Luft schöpfen, liebster Vater!" sagte Rosa.

Aus dem dunklen Gange der zum Gefängnisse führte, ging ein enges Türchen in ein freundliches Gärtchen, das der Kerkermeister zu benutzen hatte und das Rosa sehr gut in Ordnung hielt. Dahin führte Rosa ihren Vater. Der Morgen war unvergleichlich schön. Die Sonne schien warm und lieblich; die Luft wehte lau und erquickend. Es war dem guten Ritter, da er so aus dem dunklen Kerker an Gottes freie Luft und an das Sonnenlicht herauskam, als trete er in den Himmel.

„Mein Gott," sagte er, „wenn es einem nach dem Tode so leicht und wohl ist, so sollte man gern sterben!"

Unter dem Nußbaum, der in der Ecke des Gärtchens nächst dem Wartturme stand, war ein Tisch und eine Bank angebracht. Darauf stellte Rosa für den Vater einen Teller voll kräftiger Fleischsuppe.

„Gern," sagte sie, „blieb ich den Tag über bei dir, liebster Vater, wenn ich nicht so manches, was höchst nötig ist zu tun hätte. Ich will aber schon öfter nach dir sehen."

Sie eilte fort; er aber ging, den herrlichen Morgen recht zu genießen, im Glanze der Sonne auf und ab. Ihre erwärmenden Strahlen taten ihm innig wohl.

Rosa, die ihrem Vater ein gutes Mittagessen herausgebracht und ihn den Tag hindurch wohl zehnmal besucht hatte, kam nun abends wieder und führte ihn mit schwerem Herzen zurück in das Gefängnis. Aber wie erstaunte er, da er hineintrat! Er glaubte, Rosa habe sich verirrt und ihn anstatt in seinen Kerker in ein Zimmer des Schlosses geführt. Die Wände und das Gewölbe, die vorhin schwarzgrau wie Eichenrinde aussahen, waren licht und weiß getüncht und den heißen Tag hindurch bereits völlig getrocknet. Der unfreundliche Ziegelboden war gesäubert und mit weißem Sande bestreut. Schutt und Nessel vor dem Fenster waren weggeräumt und der schöne blaue Himmel blickte durch die hellgereinigten Fensterscheiben freundlich herein. In der Bettlade befand sich frisches Stroh, über das ein weißes Leinentuch ausgebreitet war; auch ein Kopfkissen war da und frisch überzogen. Ein neuer Teppich von reiner Wolle diente zur Bettdecke. Auf dem weiß gedeckten Tisch stand ein Geschirr voll schöner, wohlriechender Blumen. Die dumpfe Kerkerluft war verschwunden und liebliche Blumendüfte erfüllten das Gefängnis.

„Welche Freude machst du mir!" sagte Edelbert. „Wahrhaftig, die kindliche Liebe kann die Lebenswege der Eltern mit Blumen bestreuen; Liebe kann einen düsteren Kerker zu einem Paradiese umschaffen"

„Aber," sprach er jetzt, indem er das reingeweißte Gewölbe und die Mauern betrachtete, „dir allein war es nicht möglich, dieses alles zustande zu bringen. Wer in dieser feindlichen Burg konnte so gutherzig sein dir zu helfen?"

Rosa sagte: „Es befindet sich ein alter Kriegsmann in dieser Burg, der in seiner Jugend ein Maurer gewesen ist und von seinem Handwerke noch hie und da Gebrauch macht. Vorige Woche war er einige Tage krank. Die Torwärterin schickte ihm auf meine Fürbitte öfter Speisen, die dem kranken Manne dienlich waren. Ich brachte sie ihm an sein Bett und redete mit ihm. Da sprach er einmal — ohne zu wissen, daß ich deine Tochter sei — mit großer Ehrfurcht und herzlichem Bedauern von dir. Er sagte, er habe in jener Schlacht, die durch Kunerich bald verloren gegangen wäre, durch dich aber gewonnen wurde, auch mitgefochten und sei verwundet worden; er würde damals auf dem Schlachtfelde liegen geblieben sein, versicherte er, wenn du dich nicht seiner angenommen hättest. Gestern abends bat ich ihn nun sehr schüchtern, mir zu helfen, dein fürchterliches Gefängnis ein wenig besser instand zu bringen. Ich dachte er würde Schwierigkeiten machen. Allein er lobte mein Vorhaben sehr und übernahm den größten Teil der Arbeit mit Vergnügen."

„Mag es Kunerich auch inne werden," sagte er, „ich frage nichts darnach. Er kann nichts dagegen haben, daß ich den Ritterstand ehre."

Edelbert erkundigte sich bei Rosa näher nach dem alten Krieger und sprach dann: Ich erinnere mich nicht mehr ihm Gutes erwiesen zu haben; allein die Dankbarkeit des Mannes rührt mich sehr. Du siehst hier, liebe Rosa, wie das Gute, das wir längst vergessen haben, nach vielen Jahren noch Früchte trägt."

Nun brachte Rosa das Abendessen.

„Heute wollen wir wieder einmal zusammen speisen, liebster Vater!" sagte sie.

Sie hatte einen Stuhl mitgebracht und setzte sich zu ihm. Die Mahlzeit war klein, aber reinlich und sehr gut bereitet. Es war der zärtlich sorgsamen Tochter geglückt, gerade die Lieblingsgerichte ihres Vaters zusammenzubringen: eine Suppe von geperlter Gerste, ein Paar gebratene Feldhühner nebst Endiviensalat und zum Nachtisch einen Teller rotgesottener Krebse, die mit grünen Sellerieblättern zierlich umlegt waren. Auch trug sie ihrem Vater, der bisher nichts als Wasser und rauhes Brot bekommn hatte, eine Flasche guten Weines nebst sehr gutem Brote auf.

„Aber um des Himmels willen, liebste Rosa," sprach der Vater, indem er auf den Tisch und auf das Bett blickte, „woher nimmst du bei deiner Armut dieses alles?"

Rosa sagte, die Köhlerin habe ihr die weiße Leinwand geschenkt und Agnes habe ihr erst gestern die Feldhühner und die Krebse gebracht; das wenige übrige habe sie von ihrem Lohne und von dem Trinkgelde angeschafft, das ihr die Gäste für das Aufschließen des Tores schenkten. Daß sie aber ihr eigenes Kopfkissen dem Vater abgetreten hatte, davon ließ die gute Tochter nichts merken. Der edle Vater war höchst vergnügt.

„Ich speiste schon an der Tafel des Kaisers," sprach er, „allein, so hat mich noch nie eine Mahlzeit erfreut und erquickt! Gott wird dir deine Liebe vergelten, liebste Rosa!"

Rosa fühlte sich unsagbar glücklich. In ihrem Leben hatte sie noch nie eine solche Seligkeit empfunden als in dieser Stunde, da sie ihren Vater bewirten konnte.

Rosa mußt nun wieder an ihre Arbeit gehen und für die Torwärterin und deren zwei Kinder kochen. Sie eilte, indem sie ihrem Vater gute Nacht wünschte, schnell zur Tür hinaus. Das Gefühl der Vaterfreude, eine solche Tochter zu haben, ließ ihn lang nicht schlafen. Als er endlich einschlief, da war sein Schlummer so sanft und erquickend wie noch nie in seinem Leben.

Rosa machte nun ihrem Vater jeden Tag eine neue Freude. Morgens brachte sie ihm zu seinem Stückchen trockenen Brotes ein Glas frische Milch oder ein paar weich gesottene Eier oder goldgelbe Butter auf einem grünen Rebblatte. Es bekam dem armen Gefangenen sehr wohl. Sie gab ihm, so oft sie es ohne Aufsehen tun konnte, ihre gute, kräftige Mittagssuppe und nahm dafür mit seiner geringen Kost vorlieb. Sie aß oft nicht zu Nacht und trug das Stücklein Braten, das sie am Sonntage, oder das Stücklein Kuchen, das sie sonst zu Zeiten bekam, ihrem Vater zu. Sie stellte ihm jeden Tag frische Blumen in das Gefängnis und brachte ihm die Früchte, die sie hie und da geschenkt bekam. Ihre goldenen Ohrringe hatte sie durch den Köhler verkaufen iassen, um von dem Gelde manch Notwendiges anschaffen zu können. Sie lebte nur für ihn.

Als der Kerkermeister einmal auf einige Tage aus dem Felde nach Hause kam, sah er nach den Gefangenen.

Er staunte nicht wenig, da er die Tür zu Edelberts Gefängnis geöffnet hatte und sprach: „Ritter Kunerich dürfte das nicht sehen, sonst könnte ich auch in eine solche Zelle mit vergittertem Fensterlein kommen, die aber sicher nicht so freundlich aussehen würde. Indessen gefällt mir doch alles sehr wohl. Was es doch Schönes um die Reinlichkeit ist! Etwas Kalk und Sand nebst einiger Müh' und Arbeit haben dieses dunkle Gefängnis in ein reines, helles Zimmer umgeschaffen."

Fortsetzung folgt.

Alle tiefste Wahrheit, alles letzte Erkennen ist ganz einfach.

Die Werkleute Gottes fragen nicht, ob ihr Werk und ihr Leben im Lichte steht. Nur danach, ob es angenommen ist vom Meister.

Wer alles Geschehen um sich herum ansieht, als treffe es ihn selber nicht mehr, der ist alt.

FATIMA STUDENT BURSE

Die Sammlung für arme Priesterstudenten hat mit dem neuen Jahr einen schönen Anfang genommen. Die Gabe des Armen baut das Werk des Herrn. Überall, wo die Kirche etwas unternimmt, ist es der Arme, der aus seiner Not heraus mithilft. Unsere Liebe Frau von Fatima wird unsere freudigen Wohltäter ganz gewiß segnen.

Bisher eingenommen:	$286.00
Ein Freund	15.00
John P. Brost, Cosine, Sask.	2.00
Anna Fischer, Cosine, Sask.	2.00
Ein Freund, Cactus Lake, Sask.	10.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	4.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	1.00
Georg Gallinger, Macklin, Sask.	5.00
Ein Freund, St. Gregor, Sask.	3.00
Cath. Scheffel, Zelma, Sask.	1.00
Felix Ziehlmann, St. Walburg, Sask.	1.00
Ein Freund, San Anselmo, Cal.	2.00
Ein Freund, St. Benedict, Oreg.	3.00
Mrs. M. Britz, Marysburg, Sask.	5.00
John Tartowsky, Humbold, Sask.	1.00
Ein Freund, North Star, Alta.	2.00
Ein Freund, Humbold, Sask.	3.00
Steph. Ehmann, Kelowna, B. C.	5.00
Joseph Kary, Allan, Sask.	3.00
J. Lohrer, Agassiz, B. C.	2.00
Mrs. M. Wickenheiser, Masefild Sask.	3.00
Maria Multaczynky, Beebe, Que.	2.00
	$361.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.

